~~Bibl. Ill. deutsche. po. 352.~~

P. O. germ. 957 i

~~Cf 5 3524 17~~

Motte

Linar,

oder

die Geschichte

eines

deutschen Grafen.

Vom Winter 1788 — 1789.

Tübingen,
bey Jacob Friedrich Heerbrandt.
1789.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

— — — Metuo, quid judicet emtor,
Si non plura datis invenerit. —

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Seinem Freund, J. H. v. L.

Ich entledige mich, theuerster Freund, des am Ende des vorigen Jahres Ihnen gethanen Versprechens, eine kleine Schrift von mir bis zur nächsten Ostermesse ans Licht treten zu lassen; sie ist die Frucht der wenigen müßigen Stunden, die mir in den zwei ersten Monaten dieses Jahres von meinen Amts- und andern vielen Geschäften übrig geblieben sind. Sie, gütiger Freund, werden dieses Bändgen mit Nachsicht lesen; aber es giebt andere

Ken=

Kenner, die nur gerecht seyn dürfen und, ich fürchte sehr, diese möchten mit nur zu grossem Recht meine übereilte Arbeit mit der bekannten Antwort des größten Mahlers und eines großen Dichters abfertigen, daß man ihr die Geschwindigkeit, womit sie verfertigt worden sey, nur zu sehr ansehe. In der That braucht das Publikum nicht, auf die Zeit, auf welche der Verfasser einer Schrift eingeschränkt war, Rücksicht zu nehmen; es verlangt etwas Gutes für sein Geld und für die Stunden, die es dem Lesen aufopfert. Was kümmert den Käufer, daß Sie mich so dringend auffoderten, noch vor der Ostermesse eine kleine Schrift zu verfassen, und daß

ich

ich nicht die Muße hatte, lang genug nachzudenken: Quid dem? quid non dem? Der Schluß dieser kurzen Ueberlegung war, daß ich einige für Jünglinge nicht unerhebliche Gegenstände unter der Gestalt einer Erzehlung auf die Bahn bringen wollte. Und so entstanden diese wenige Bogen. Denjenigen, die mir im Druk zugekommen sind, fehlt es nicht an Drukfehlern; in den ersten Bogen ist die einzige siebente Seite ganz davon frei. Bald sind die Interpunktionen unrichtig gesezt; bald wird mir eine ärgerliche Rechtschreibung beigelegt, z. B. Erste Senator, dörften, erwiderte, Docktor, Charackter, die Herrn, wiedersezte, Begirde,

be=

beweißt, u. s. w. statt: Erster Senator, durften, erwiederte, Doktor, Karakter, die Herren, widersezte, Begierde, beweist.

Lassen Sie mich, was ich weiter zu sagen habe, Ihnen schriftlich zu wissen thun, und empfangen Sie hier nur noch die Versicheruug der vorzüglichsten und zärtlichsten Hochachtung.

den 1. März 1789.

Druk-

Drukfehler.

			statt:	lies:
S. 31.	Z.	3.	Retern .	. Reitern
— 32.	—	16.	du, .	. Du?
— 41.	—	19.	Herrn .	. Herren
— 49.	—	8.	na .	. an
— —	—	23.	lange Weile.	. Langeweile.
— 58.	—	16.	ungeräumteste	. ungereimteste.
— 62.	—	2.	Zurückkehre	. Zurükkehr
— 69.	—	2.	ware, .	. war,
— 77.	—	14.	Manne .	. Mann,
— 78.	—	19.	abzielete .	. abzielte
— 80.	—	21.	würckte .	. wirkte
— —	—	23.	gestande .	. gestand
— 81.	—	23.	seine .	. seinem
— 82.	—	9.	weist .	. weiß
— 90.	—	16.	Cicero .	. Cicerone
— —	—	24.	abreissen .	. abreisen
— —	—	24.	nöthigen	. nöthige
— 97.	—	3.	abschnitte	. abschnitt,
— 100.	—	25.	Rede .	. rede
— 112.	—	8. 24.	Mann einzeler	. man einzelner
— 115.	—	7.	Denckart der	. Denkart, der
— 125.	—	3. und 11.	und oft in den folgenden weißt .	. weiß
— —	—	6.	Oberen .	. Obern
— 127.	—	11.	hinweißt .	. hinweist
— 130.	—	5.	lässet .	. läßt
— 136.	—	7.	herablassensten	. herablassendsten

				statt:		lies:
S. 142.	Z. 15.	Feldherrn	.	Feldherren
— —	— 21.	Offizieres	.	Offiziers
— 152.	— 21.	schimmerhsten	.	schimmernd= sten
— 162.	— 19.	Cardel .	.	Cartel
— —	— 19.	und die weit	.	und weit
— 210.	— 22.	in .	.	wie
— 225.	— 13.	weißt .	.	weist
— 232.	— 4.	Feuerstein	.	Feuer
— 235.	— 25.	egià .	.	e già.

Linar.

Linar.

Der Graf von Linar war Wittwer und bewohnte mit seinem einzigen Sohne das ihm zugehörige Dorf Lustheim am Bodensee. Eine enge Freundschaft hatte ihn mit dem benachbarten adelichen Hause Solas verbunden, und bald sollte sie durch die Vermählung des jungen Linar mit dem Fräulein Solas noch fester geknüpfet werden. Diese Heirat war von Seiten des verlobten Paares nicht das blosse Werk des Gehorsams und der Konvenienz; Linar würde seine Wilhelmine, Wilhelmine ihren Linar aus allen gewählt haben. Unvermuthet erhob sich ein heftiger Zwist zwischen den Vätern. Der alte Graf von Linar, ein Opfer seines unbändigen Zornes, verfiel in ein hiziges Fieber. Als er sich dem Tod nahe fühlte, befahl er seinen Leuten sich zu entfernen, sein Sohn allein blieb bei ihm; vor

dem Bette des Vaters knieend zerfloß er in Thränen. Ich habe, sagte zu ihm der sterbende Graf, mein Haus bestellt und Gott meine Seele befohlen; empfang noch du, theuerster Heinrich, meinen letzten Willen und mit ihm meinen Segen. Du warst ein gehorsamer Sohn; der Himmel lohne dich dafür, wenn du noch den einzigen Befehl, den ich dir zu geben habe, erfüllen wirst! Leb glücklicher und länger als ich; mäßige das Feuer deiner Jugend; einst gebe dir der Allgütige Kinder, die meinem Sohne gleichen aber er gebe dir keines von Wilhelmine Solas! Ist dir der Wille des sterbenden Vaters heilig, so entsag der Verbindung mit ihr, und wähl nun zwischen Segen und Fluch. „ Nach diesen Worten verschied der Graf. Der junge Linar fiel ohne Bewußtsein am Fusse des Bettes nieder. Man fand ihn noch in diesem Zustand, und kaum hatte er wieder seine Sinnen erhalten, so äusserten sich an ihm einige Zeichen eben derselben Krankheit, die vor wenigen Augenblicken seinem Vater den Tod zugezogen hatte.

Auf die Nachricht] die man seinem mütterlichen Oheim, dem Würtembergischen Kammer-

merherrn von Rewiz, von der augenscheinlichen Gefahr, worinn sein Vetter schwebte, ertheilte, eilte dieser zärtliche Verwandte, der unverheirathet war, sogleich herbei. Er traf den jungen Grafen fantasirend an, wie er bald in den kläglichsten Ausdrücken den Schatten seines Vaters um Schonung flehte, verflucht sich nannte, in die wildeste Verzweiflung gerieth, bald nach einigem Stillstand durch sanftes Lächeln die süsseste Zufriedenheit ausdrückte, seinem Vater dankte und Wilhelminen an seine Brust zu drücken glaubte. Während dem Irsinn Linars nahmen die Bediente, die ihn verpflegten, von einigen seiner Worte Anlaß, den Oheim von dem Hasse zu belehren, der zwischen dem alten Grafen und dem Freiherrn von Solas auf den vertrautesten Umgang gefolgt war. Rewiz hatte den Karackter seines Schwagers, in welchem die Unversöhnlichkeit ein auffallender Zug war, nur zu gut gekannt; er erfuhr itzt, daß der sterbende Linar mit seinem Sohne allein zu bleiben verlangt hatte und errieth nun leicht den Innhalt der Unterredung. Er befahl den Bedienten ihrem Herrn wenn er einiger Ruhe genossen haben würde, seine Ankunft anzuzeigen und entfernte sich.

Linar empfand für den Herrn von Rewiz nicht bloß die Ehrerbietung, die er einem Oheim schuldig war; er hatte auch die zärtlichste Freundschaft für ihn gefaßt. Zwar hatte Rewiz bereits das vierzigste Jahr zurückgelegt, und Linar war ein und zwanzig Jahre alt; aber Rewiz war munter, ohne die Würde seines Alters zu verletzen; er trug für die Fehler der Jugend, für ihre Uebereilung, ihr uneingeschränktes Vertrauen in ihre geringe Kräfte, und für ihren Unbestand die Nachsicht eines Mannes, der mit den Schwachheiten jedes Alters bekannt war, und er hatte seinem Neffen, der erst seit acht Monaten die hohe Carlsschule verlassen hatte, zu Stuttgart tausend Beweise seines Wolwollens gegeben. Sein Besuch linderte Linars Schmerzen; die sorgfältigste Pflege und des Jünglings Stärke siegten endlich über die Krankheit; doch kehrte die Freude noch nicht in die ihr sonst offene Seele des Grafen zurücke. Er hatte vor zwey Monaten dem geliebten Oheim von seiner beschlossenen Verbindung mit dem Fräulein Wilhelmine von Solas, als von dem größten Glücke, das ihm hätte wiederfahren können, Nachricht gegeben. Der Oheim nannte das Fräulein.

Linar. Sie ist verlohren für mich, theuerster Oheim, der Wille eines sterbenden Vaters, sein Fluch. —

Rewiz. Ist furchtbar, wenn er gerecht war.

Linar. Er liegt wie ein Berg auf mir; er würde mir die Ruhe des Lebens rauben, wenn ich ihn durch die Verbindung mit Wilhelminen auf mich lüde, und verbinde ich mich nicht mit ihr, so hat die Welt keinen Reiz mehr für mich.

Rewiz. Hat Wilhelmine durch unedles Betragen, haben Sie, liebster Neffe, durch Widersetzlichkeit den Zorn ihres Vaters verdient?

Linar. Nein, aber ich würde dieser Widersetzlichkeit schuldig seyn, wenn ich itzt seinem letzten Willen entgegen handelte.

Rewiz. Wenn dieser letzte Wille ungerecht ist und durch die Erfüllung desselben auch Sie ungerecht werden, glauben Sie, ihn vollziehen zu dürfen?

Linar. Ich bin Sohn; der Wille des Vaters ist Gesetz für den Sohn; und diesem

Gesetze fügte mein Vater die Sanction durch einen Fluch bei.

Rewiz. Ein ungerechter Wille ist kein Gesetz, und ein unverdienter Fluch nur Sünde für den, der ihn ausspricht; möchte sie Gott Ihrem Vater vergeben haben! Er legte Ihre Hand in die Hand des Fräulein von Solas und sprach seinen Segen über Ihnen; dieser Segen allein ist gültig. Ihre Verlöbnis geschah mit allgemeiner Uebereinstimmung, sie ist ein heiliger Vertrag, den der nachfolgende Haß Ihres Vaters gegen den Freiherrn von Solas nicht nach Willkühr brechen konnte. Oder hat etwa dieser irgend eine Bedingung des Vertrages verletzt?

Linar. Keine.

Rewiz. So konnte auch Ihr Vater sein Wort nicht zurückziehen und noch gehört dem Fräulein die Hand, die Sie ihr zugesagt haben; ihr sie versagen, hieße, ihr das ihrige nehmen. Ausserdem erstreckt sich die Herrschaft des Vaters nicht über das Grab hinaus.

Linar. Aber wenn noch jenseit dieses Grabes der Geist meines Vaters eine Verbindung

dung erfährt, die er verabscheut, welche Marter für ihn! Und wird nicht sein Fluch mich verfolgen? Werden nicht die unselige Folgen davon auf Wilhelmine selber fallen?

Kewiz. Jenseit des Grabes erkennt itzt ohne Zweifel der Geist Ihres Vaters den Irthum, worinn er starb, und den ihm der Allmächtige, auf welchen er nach dem Zeugnis der Anwesenden sein Vertrauen im Tode setzte, als menschliche Schwachheit verziehen hat. Er bittet itzt Gott, nie seinen Sohn einen Sklaven wilder Leidenschaften werden zu lassen, und sein Herz besonders vor der Wuth des Hasses zu verschliessen, der gegen das Verdienst seines wahren oder vermeinten Feindes so blind und ungerecht ist. Sie fürchten, Linar, den väterlichen Fluch? Wie konnten Sie nur einen Augenblick glauben, daß zu der schrecklichen Ausführung eines ungerechten Fluches der Gott der Gerechtigkeit die Kräfte der Allmacht leihen werde? Können die thörichte Verwünschungen bitteren Grolles die Macht und Güte Gottes binden? Oder wird Gott dem Schatten eines Vaters erlauben, seinen unsträflich wandelnden Sohn noch zu martern? Ihr Va-

ter, lieber Linar, flucht Ihnen nicht, er segnet Sie und wünscht, daß Sie durch Ihre Verbindung mit dem Fräulein von Solas das Unrecht vergüten, das er ihrem Hause durch hartnäckige Unversöhnlichkeit zufügte. Hüten Sie Sich aber, je gegen Ihr Fräulein oder gegen irgend jemand ein Wort von dem letzten Beweise seines Hasses zu erwähnen; Sie würden das Andenken ihres Vaters entehren und das Fräulein von dem väterlichen Fluche geschreckt, könnte der Verbindung mit Ihnen ganz entsagen oder wenn sie vollzogen ist, von den peinlichsten Vorstellungen der entsetzlichen Folgen, die der Fluch nach sich ziehen möchte, gefoltert werden.

Wie die Nacht vor den ersten Strahlen der Morgenröthe, so wich von Linars Stirne die Schwermuth bei den Worten seines Oheims. Er fiel an seine Brust. Welches wohlthätige Licht, sagte er zu ihm, verbreitet die Fackel Ihrer Vernunft über meine finstere Seele! Sie geben mir, bester Oheim, das Leben wieder; Wilhelmine kann die Meinige werden, ich will, in diesem Augenblick will ich in ihre Arme fliegen. Kommen Sie mit mir, mein Vater, sie ist ihrer Güte werth.

Rewiz. Die Achtung, lieber Linar, die Sie Ihrem Vater auch nach seinem Tode vor der Welt schuldig sind, verbietet uns noch diesen Besuch, den ich sonst gern mit Ihnen ablegen würde. Es hätte das Ansehen, als ob Sie ihm im Tode trozten; der Auftritt zwischen beiden Häusern war zu auffallend, und der Widerwille Ihres Vaters nach diesem Vorfall zu groß, zu bekannt, als daß Ihnen der Wolstand sobald Wilhelminens Wiedersehen gestattete.

Linar. Aber Sie selber, theuerster Oheim, misbilligten so eben meines Vaters Betragen; Sie sprachen von Vergütung seines Unrechtes.

Rewiz. Diese wird durch Ihre künftige Vermählung mit Wilhelminen geschehen, wenn Sie aber Sich izt schon dem Hause Solas öffentlich wieder nähern, so klagen Sie durch dieses Verfahren Ihren Vater vor Ihren Nachbarn laut der Ungerechtigkeit gegen dasselbe an, und setzen die Ehrerbietung aus den Augen, die sein Andenken von Ihnen heischt. Ein langer Zwischenraum muß vorher die Spuren des unglücklichen Misverständnisses auslöschen, ehe Sie Wilhelmine sprechen können.

Linar gieng bei dieser Erklärung von der Freude, die in ihm wieder aufzuleben angefangen hatte, zu sichtbarem Kummer über. Rewiz tröstete ihn durch den Flug der Zeit, durch die Unbequemlichkeiten allzu früher Heirathen, durch wiederholte Vorstellungen aus den Gesetzen der Schicklichkeit und durch den Vorschlag zu Reisen.

Linar. Sie riethen mir einst, theuerster Oheim, die Reisen ab; ich könne sie, sagten Sie, nicht mit Nutzen thun, wenn ich nicht zuvor einen grossen Vorrath von Kenntnissen in der Geschichte, der Statistik, der Naturlehre, der Naturgeschichte, den Alterthümern und in den Sprachen gesammelt hätte; ohne diese vorläufige Studien seyen Reisen wahrer Zeitverlust, bei welchen man sich an Zerstreuung und Unthätigkeit gewöhne; und die Meinung, man könne die wichtigste Wissenschaft die Kenntnis des Menschen, auswärts am besten erlangen, sey desto ungegründeter, je weniger man Fremden zumal Jünglingen sein Vertrauen schenke.

Rewiz. Ich könnte beifügen, daß fern von dem mütterlichen Heerde die Vaterlands-

liebe

liebe erkaltet und einbildischer Eitelkeit weicht, die in der Folge gehäßige Vergleichungen zwischen dem Vaterland und dem Auslande anstellt, verächtliche Blicke auch auf weise Einrichtungen seiner Geburtserde wirft, den wichtigsten Ton annimmt, lächerlich und eine Quelle der Unzufriedenheit wird, die der ins Vaterland zurückgekommene Jüngling über seine Lage, und die das Vaterland über ihn empfindet. Glücklich, wenn er nicht verdorbene Sitten und einen entnervten Leib zurück gebracht hat! denn manche Rücksicht die ihn in seiner Heimat von zu freiem Wandel abhalten konnte, hatte in der Entfernung aufgehört.

Linar. Und doch soll ich reisen, liebster Oheim?

Rewitz. Ich werde sie begleiten; ich hatte Ihnen gesagt, daß die Reisen nur für Ihr Alter bedenklich sind; in dem meinigen hat man festere Grundsätze und mehr Erfahrung. Alsdenn wird unsere Reise weder von langer Dauer seyn, noch sich über Deutschland erstrecken; ich denke, fügte er lächelnd hinzu, daß Sie Sich bald nach Lustheim zurück sehnen möchten. —

Linar. Welche neue und grosse Wohlthat Sie wieder Ihrem gerührten Neffen erzeigen wollen! Ich nehme sie mit der lebhaftesten Dankbarkeit an; und reise ab, so bald Sie es für gut finden.

Linar wünschte Wilhelminen wenigstens schriftlich von der unverrückten Treu seiner Liebe zu versichern, ihr sein Vorhaben, auf eine kurze Zeit zu reisen, mitzutheilen und sie um die Erlaubniß zu ersuchen ihr oft schreiben zu dürfen. Der Oheim willigte nicht nur gern ein, sondern begleitete seinen Brief mit einem andern an ihren Vater, worin er diesem sein Leid über die zwischen ihm und seinem Schwager entstandene Mishelligkeit, die Fortdauer der zärtlichen Gesinnungen seines Neffen gegen das Fräulein, und der Ehrerbietung gegen den Herrn von Solas, die Absicht Linars zu reisen, um deren Genehmigung er Wilhelminens Vater bat, und sein Verlangen, die eingegangene Verbindung nach der Rückkehr zu vollziehen bekannt machte. Die Antwort von beiden war die günstigste.

Newiz half itzt seinem frohen Neffen die Angelegenheiten seines Hauses in Ordnung brin-

bringen, reiste alsdenn mit ihm nach Stuttgart, und nachdem er seine eigene Haushaltung bestellt hatte, nahmen sie, von zwei Bedienten begleitet, den Weg über Ulm nach Wien. Beide hatten bereits nach den besten Reise- und Erdbeschreibungen und statistischen Büchern einen kurzen Entwurf gemacht, um keine der wichtigsten Merkwürdigkeiten der Natur und der Kunst, und keine der nützlichsten Anstalten der Regierung in den Ländern, die sie sehen wollten, unbesucht zu lassen; jeder hielt ein eigenes Tagbuch; sie verglichen hernach ihre Bemerkungen, berichtigten die Fehler verschiedener Reise- und Erdbeschreibungen, welche sie nebst den genauesten Karten mit sich führten und Linar schickte in jeder Woche sein Tagbuch an Wilhelmine mit den zärtlichsten Briefen ab, die sie sehr genau beantwortete. So verfuhren sie während ihrer ganzen Reise.

Die Lage von Ulm gefiel dem jungen Grafen ungemein; er fand sie sehr günstig für die Handlung. Ulm, sagte er, könnte die Hauptstadt Schwabens seyn; auch war sie es ehedem; vermuthlich rührt ihr Verfall von der aristokratischen Verfassung her; wie weit vortheilhafter wär es für die Reichsstädte, wenn sie

den Fürsten, in deren Staaten sie liegen, zugetheilt würden; der einzelne Bürger würde sich dabei besser befinden und weniger Abgaben bezahlen. Rewiz lächelte über das Hirngespinst des jungen Weltverbesserers, warnte ihn vor Urtheilen, die ohne Kenntniß der Sache gefällt werden, verwies ihn an das deutsche und allgemeine Staatsrecht, und führte Linars Behauptung auf die Frage zurück, ob man jemand zu seinem Glücke zwingen dürfe, gesetzt auch dieß Glück wär ungezweifelt, eine Frage, die er aus guten Gründen verneinte.

Es war Sonntag Abends. In ihrer Herberge, dem Baumstark, hatte sich eine Menge Personen von beiden Geschlechtern und verschiedenen Standes, zu kleinem Schmauße eingefunden, dieß ist Ulms Sitte; der Gatte führt seine Gattin, der Jüngling seine Geliebte dahin; ungezwungene Fröhlichkeit, vom Weine erhöht, herrscht in dem Kreise. Rewiz und Linar verliessen ihr Zimmer', um hie Zuschauer zu werden. Wo ist der Gasthof, da nicht das Gespräch der Gesellschaft auf die Zeitungen fallen sollte? Es ist süß, bei einem Glase Wein Schiedsrichter in den Angelegenheiten der Grossen zu seyn.

Hatte ichs Ihnen nicht vorher gesagt, sprach ein Glied des Raths mit politischer Miene, in dem er sich an einen seiner Kollegen wandte, daß sich der Türke nicht im Bart kratzen lasse? der Waffenstillstand ist längst geschlossen; bald wird der Friede folgen, und wo bleibt nun des Kaisers Gewinn? Er hat 50000 Unterthanen weniger; ganze Provinzen, die er hätte beglücken sollen, sind verheert. Die Schätze erschöpft; eine allgemeine Theurung drückt seine Staaten und wir hier litten davon; nicht des ewigen Grames zu gedenken, worinnen so mancher Greis über den Verlust seines mit Gewalt ihm entführten Sohns und dürftige Kinder über den Tod ihres Vaters seufzen.

Zweite Senator. Itzt wird Joseph getadelt, weil der Ausgang des Krieges nicht der glücklichste war, wiewol der Kaiser keinen Fuß breit Landes verlohr; Sie selber würden diesen Monarchen in den Himmel erheben, hätte ihn das Kriegsglück begünstigt. Aber er hat die Pflicht eines Bundesgenossen erfüllt; Ehre genug für sein grosses Herze! Er war nicht der Urheber des Krieges; man hatte seine Freundin angegriffen; würden Sie, wenn ich angefallen würde, mir Ihre Hülfe versagen, beson-

sonders wenn Verträge Sie zu diesem Beistand verbänden?

Erste Sanator. Die erste Pflicht Josephs ist das Wohl seiner Staaten, die durch jeden Krieg leiden, auch wenn er glücklich ist.

Zweyte Senator. Das Wohl jedes Staates erfodert Bündnisse, und diesen muß Genüge geschehen. Joseph hat zu viel schon für seine Unterthanen gethan, als daß wir an dem innerlichen Kampfe, der vor des Krieges Ausbruch in seinem Herzen vorfiel, zweifeln dörften. Umsonst hatte man ihm gesagt daß, da Friedrich todt, die Ruhe auf allen Seiten durch Bündnisse und noch fester durch besondere Umstände gesichert und die Ursache des Krieges, nemlich die einer Bundesgenossin zu gewährende Hülfe, so gegründet sey, so könnte der Zeitpunkt nicht gelegener seyn, Länder, auf die Joseph gerechte Ansprache habe, zurückzunehmen, und ihre Bewohner, die unter dem türkischen Joche seufzen und sich nach Josephs väterlichem Zepter sehnen, zu retten und zu beglücken; Oesterreich befinde sich durch des Kaisers weise Haushaltung und vortrefliche Einrichtung der Armee im Stande weit furchtbarere Kriege zu unter-

unternehmen; die Türken seyen schon der einzigen Rußischen Macht untergelegen; wie würden sie zwey Mächten widerstehen können? Es gezieme endlich des Kaisers Ruhm und erhabnem Heldenmuthe, der Welt zu zeigen, daß er auch im Kriege groß sey. „Joseph blieb bei diesen Scheingründen unbewegt. Nicht falscher Ehrgeitz, noch Ländersucht konnten ihn locken; gern hätten die Türken mit ansehnlichen Opfern obschon minder groß, als die Freigebigkeit der Zeitungsschreiber sie reichte, vom Kaiser den Frieden erkauft; er verschmähte ihre Anerbietungen um ein treuer Bundesgenosse zu seyn, und zog die mit dem ungewissen Erfolg eines kostspieligen Krieges verbundene Pflicht des rechtschaffenen Mannes gewißen Vortheilen vor, die er nur auf Unkosten seiner Freundin erworben hätte, er focht selber, scheute keine Gefahr, theilte mit seinen Soldaten Glück und Unglück; aber den Dämon wütender Seuchen, dem die Türken villeicht das meiste zu danken hatten, hätte auch Friedrich nicht bezwungen.

Dieß ist wohl wahr, erwiderte der erste Senator; aber billigen Sie, daß der Kaiser

sein eigenes Leben auf diese Art ausgesetzt und seiner wankenden Gesundheit so wenig geschont habe, müssen Sie nicht gestehen, daß wenn er der großen Beherrscherin Rußlands Hülfstruppen zu schicken verbunden war, doch seine eigene Person nicht dieser auswärtigen Fürstin, sondern dem Staate zugehörte?

Das macht rief hier ein Kreishauptmann aus, daß Joseph Herz im Leibe hat; er zahlt mit seiner Person und ficht wie ein Löwe. Es lebe fuhr er fort, in dem er das Glas in die Hand nahm; Es lebe der grosse Kaiser der Deutschen, und er genese von seiner Krankheit vollkommen! Er lebe, riefen alle Männer des Saales und tranken.

Ein Preußischer Werb-Officier, der einzeln an einem Tische saß, trank nicht auf des Kaisers Gesundheit. Der Krieg, sagte der Hauptmann zwischen Joseph und Friederich Wilhelm, den man vor wenig Wochen vermuthete, wird nicht statt haben. Trinken Sie immer Herr Lieutenant mit uns auf ein langes Leben Josephs. Gern versetzte der Preuße, wenn auch alle auf meines Königes Gesundheit trinken. Warum das nicht, erwiderte der Hauptmann.

mann. Es lebe, schry' er, sein Glas an das Glas des Lieutenants anschlagend, der gute deutsche König, Friedrich Wilhelm von Preußen! Auch Sie sollten auf dieser zwey Fürsten Gesundheit getrunken haben, sagte Linar zu einem am nächsten Tische sizenden hübschen Mädchen, sie sind mehr Ihre Freunde, als sie es glauben. Wie verstehen Sie das? antwortete das Mädchen. Joseph und Friedrich Wilhelm antwortete Linar, sind allen schönen Jungfern hold. Rewiz nahm bei diesen Worten das Glas und trank seinem Neffen Wilhelminens Gesundheit zu.

Welchem Theile, sagte ein Senator zum Kreishauptmann, waren vor einigen Monaten Sie zugethan, als ein grosser Theil der Schwedischen Armee, anstatt gegen die Rußen zu ziehen, der Czarin eine Art Friedenserklärung zuschickte? dem König oder den Finländischen Offizieren? Wem anders, versezte der Hauptmann, als den Offizieren? Sehen Sie, Herr Senator, ein Offizier muß zwar das Blut nicht scheuen; aber er muß sich auch nicht in einen ungerechten Krieg, wie ein Lamm auf die Schlachtbank führen lassen. Welches Un-

recht hatte Rußland dem König von Schweden zugefügt? Und dieser Fürst fieng den Krieg eigenmächtig an, da er doch nach den Gesetzen die Einwilligung der Reichsstände hätte verlangen sollen; die türkische Piaster und Rußlands vermuthete Schwäche waren die einzige Gründe seines Angriffes.

Der Preußische Offizier nahm hier das Wort: „Die Schwedische Offiziere, die sich an die Rußischen Kaiserin wandten, sind ehrlose Verräther; ein Offizier soll die Befehle seines Königes nicht untersuchen, sondern befolgen, und der ist eine feige Memme, welcher den Feind, den er bekämpfen soll, um Frieden bittet. Verräther an ihrem Vaterlande, sagte der Hauptmann, waren nur die Offiziere, die sich vom Könige zu Werkzeugen jener Staatsveränderung misbrauchen liessen, welche ihn wieder in den Besitz der willkührlichen Macht setzte; nicht diejenige, die ihr armes Vaterland von den traurigen Folgen eines verderblichen und ungerechten Krieges befreyen wollten. Der Lieutenant spottete über den Ausdruck — willkührliche Macht, da man doch dem König das Recht streitig machte, einer Nation die in unglücklichen

Zei-

Zeiten Schweden seine besten Provinzen entrißen habe, den Krieg anzukünden; er behauptete die Rechtmäßigkeit des Krieges, von welcher nun die Reichsstände selber überzeugt seyen; er sprach von den Ränken des Rußischen Kabinets, das die Schweden von der Liebe zu ihrem König abzuwenden bemüht war, und wofür itzt der König gerechte Rache üben wollte; und wenn auch dies alles nicht wäre, setzte er hinzu, so bleibt doch derjenige Offizier ein muthloser Kerl, der sich zurückzieht, wenn ihn sein König zum Gefechte führt, und ein Schurke, wenn er ohne seines Herrn Wissen sich mit dem Feinde in Verbindungen einläßt.

Hauptmann. Sie sprechen hart, von einer grossen Anzahl unbescholtner Offiziere.

Lieutenant. Und Sie thun ihnen so viele Ehre an, daß ich fürchte, die Ihrige möchte dabei wenig gewinnen.

Hauptmann. Die Meinige? Wo ist der Verwegene, der in meine Ehre einen Zweifel zu setzen wagt? Bei diesen Worten legte der Hauptmann die Hand an den Griff seines Degens.

Jtzt fieng Rewitz an zu reden. Meine Herren, sagte er, Sie scheinen mir beide zwey rechtschaffene Offiziere zu seyn, die Ihre gegenseitige Achtung und die meinige verdienen; warum wollten Sie Sich aus bloßem Misverstande entzweyen? die Streitfrage, über welcher Sie Sich ereifern, hat, wie fast alles, ihre zwey Seiten, und wir müßten noch genauer, als es nach den öffentlichen Blättern geschehen kann, von allen Umständen der Sache und von den geheimen Triebfedern des Schrittes, den viele Schwedische Offiziere wagten, unterrichtet werden, um richtig darüber urtheilen zu können. Der Herr Hauptmann hat Recht zu behaupten, daß die Offiziere nicht dem Könige allein, sondern dem ganzen Vaterlande verpflichtet sind; seine Vertheidigung ist ihre Bestimmung, und es gibt keine rühmlichere. Trägt der Offizier auf Befehl eines Tyrannen zu Unterdrückung seines Vaterlandes bei, so ist er blos ein schändlicher Handlanger des Despotismus, ein niedriger Miethling, der für eine Kleinigkeit Leben und Ehre verkauft, ein Hochverräther an seiner Nation. Will ihn sein Monarch in einen Krieg führen, von dessen Ungerechtigkeit er vollkommen überzeugt ist, so

darf

darf er nicht nur, er muß, als Mensch, der er war, ehe er Offizier wurde, als Mann, der sich nicht gleich einer Maschine treiben läßt, sondern frey nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit handelt, den Degen niederlegen, seinen Abschied fordern, und dem Spotte der Kurzsichtigen trozen, die seinen Entschluß der Zaghaftigkeit zuschreiben. Gesetzt auch, daß, dem Unterwerfungs-Vertrage zufolge, die Gewalt des Fürsten unumschränkt wäre, den Offizier mit den schimpflichsten Strafen bedrohte, so soll sie ihn doch nicht bewegen, ein offenbares Unrecht zu thun. Aber ich sagte, daß die Ueberzeugung des Offiziers von der Unzuläßigkeit des Krieges vollständig, über allen Zweifel erhaben seyn müßte; denn ist die Unrechtmäßigkeit des Krieges nur ungewiß, dem Offizier bloß wahrscheinlich, so muß er der Fahne seines Königes folgen, weil der Gehorsam gegen den Landesherrn, und die Erfüllung seines Berufes gewisse Pflichten sind. Blieb nun den finländischen Offizieren kein Zweifel gegen die Ungerechtigkeit des Krieges übrig? der König gründet in seinem Manifest die Kriegserklärung auf die geheime Versuche des Rußischen Gesandten, die Schweden gegen seine heilige Person einzuneh-

nehmen. Selbst die Neuheit und Sonderbarkeit dieser Anklage, erhöht die Wahrscheinlichkeit ihrer Behauptung; wäre sie grundlos, so konnte der König leicht andere scheinbare Vorwände zu Beschönigung seiner Absichten ersinnen; man ist so sinnreich, für das Böse, das man thut, Gründe zu finden! Doch die Offiziere wandten nicht so wohl etwas gegen die Wahrheit der Schuld ein, die der König dem Rußischen Gesandten aufbürdete, als vielmehr gegen das Recht dieses Fürsten, ohne Zuziehung der Reichsstände Krieg anzukünden. „Nach dem Grundvertrage des Königes mit dem Reiche sagten sie, kann der Monarch bloß einen Vertheidigungs-Krieg führen, nun ist die Nation nicht beleidigt und verabscheut den Krieg.„ In diesem Falle konnte wirklich der König Rußland den Krieg nicht ankündigen. Zwar hatte man seine Empfindlichkeit auf das Aeusserste gereizt; man wollte ihm das größte Gut eines Königes, die Liebe seines Volkes, entziehen; allein er muß der Heiligkeit seines Vertrags mit der Nation und ihrem Wohl seine Privatrache aufopfern. Folglich hatten die Schwedische Offiziere in der Voraussetzung, daß die Nation den Krieg gegen Rußland verwarf, als

recht-

rechtschaffene Bürger gehandelt, sich dagegen zu erklären; denn Offiziere bleiben Bürger und führen die Waffen nicht für die unmittelbare Person des Königs, sondern insofern er der Repräsentant der Nazion ist, und als ein solcher kann er da, wo er ihren Rechten zuwider handelt, nicht angesehen werden. Nur dem König, welchem von der Nazion das Recht der Waffen ohne alle Einschränkung übertragen ist, muß der Offizier, auch wenn die Nazion den Krieg verdammt, in das Schlachtfeld folgen, solang ihm nicht die Unrechtmäßigkeit des Krieges auf das deutlichste in die Augen leuchtet. Vermuthlich waren dieß die Gründe, die das Urtheil des Herrn Hauptmanns zu Gunsten der Schwedischen Offiziere bestimmten; selbst in seiner Eigenschaft, eines Kreishauptmannes liegt die Quelle einer geheimen Zuneigung für sie. Sie hingegen Herr Lieutenant, sind preussischer Offizier, und haben als solcher verschiedene Grundsätze. Die Macht Ihres Monarchen kennt die Grenzen nicht, welche die Gewalt des Königes von Schweden beschränken. Friederich Wilhelm hat ein uneingeschränktes Recht der Waffen; er befiehlt in diesem Augenblick seinen Offizieren zu marschieren; sie

fragen nicht, warum? noch wohin? sie untersuchen, um hier Ihre eigene Worte anzuwenden, seine Befehle nicht, sondern befolgen sie. Dieß ist ihre Pflicht; die Befehle eines Fürsten müssen für gerecht gehalten werden, wenn auch ihre Ungerechtigkeit noch so scheinbar wäre, wenn sie nur nicht augenscheinlich, nicht erwiesen ist, und der Fürst die Waffen nicht gegen sein eigenes Volk kehrt. Zu diesen Gründen, Herr Lieutenant, die Sie auf die Seite des Königes von Schweden lenkten, kamen noch seine Blutsverwandtschaft und Bündniß mit ihrem König, der auch sogleich ihm beistehen wollte. Bei so verschiedenen Rücksichten ist es kein Wunder, daß Sie und der Herr Hauptmann entgegengesetzter Meinung waren; indeßen werden Sie gern gestehen, daß er, seiner Ehre unbeschadet, die Schwedische Offiziere rechtfertigen konnte, ja, nach den ihm eigenen Grundsätzen, als Mann von Ehre, nicht anderst urtheilen durfte, als er geurtheilt hat.

Ich bin Ihnen, versetzte der Lieutenant, für die Mühe verbunden, Herr Kammerherr, die Sie Sich genommen haben, meine Begriffe über diese Sache zu berichtigen; nicht nur konn-

te der Herr Hauptmann seinen Saz als Offizier von Ehre behaupten; er hatte auch die ganze Streitfrage unter einen richtigeren Gesichtspunkt gefaßt als ich. Ich habe Sie beleidigt, Herr Hauptmann, und bin Ihnen Genugthuung schuldig.

Hauptmann. Sie erkennen mich für einen Officier von Ehre.

Lieutenant. Der sind Sie, Herr Hauptmann. —

Hauptmann, (den Lieutenant umarmend.) Und auch Sie, Herr Lieutenannt, Sie lieben Ihren König, als rechtschaffener Preusse und als würdiger Offizier; diese Liebe allein hatte Sie irre geführt.

Nach dieser gegenseitigen Erklärung speißten die Offiziere miteinander zu Nacht, der Kammerherr von Rewiz aß mit dem Grafen Linar besonders.

Linar schlug seinem Oheim vor, den andern Morgen die zwey Professoren Müller und Kern zu besuchen. Rewiz lobte seine Neugier und diese zwey gemeinnüzige Gelehrten; wie weit, sag-

sagte er, ist itzt Müller der Volkslehrer, von dem süssen empfindelnden Siegwart verschieden, der einst den Kopf der Jünglinge und Mädgen verrückte! diese vortheilhafte Veränderung würde eine vorzügliche Stelle in einer Bekehrungsgeschichte der Vernunft einnehmen, wenn je der Nuzen, den sie erzeugen könnte, einen Gelehrten zu ihrer Bearbeitung veranlassen sollte. Aber, lieber Linar, in Rücksicht auf unsern Besuch, glauben Sie, daß diese zwey Männer oder irgend ein anderer Schriftsteller, die Besuche der Fremden gern annehmen;

Linar. Mich dünkt es, es sind Huldigungen, die man ihrem Verdienste leistet und womit sie nicht unzufrieden seyn können; für den Fremden aber ist die Bekanntschaft eines guten Schriftstellers angenehm und rühmlich.

Rewiz. Der Schriftsteller, theuerster Neffe, mag im ersten Werden seines Ruhms den Fremden mit dem Vergnügen der Selbstgefälligkeit empfangen; aber je berühmter er wird, desto mehr fallen ihm diese Besuche zur Last; es geht ihm, wie einer Schönen, die des Weihrauchs, den man ihr täglich streut, überdrüßig wird; er schätzt nun die Zeit über

al=

alles, er bedaurt jeden Augenblick, den man ihm davon raubt; meistens läßt ihm sein Amt nur sehr wenige übrig; davon muß er noch einen Theil häuslichen Geschäften, dem Umgang mit Freunden, der Bewegung in freyer Luft widmen. Jtzt zieht er sich in seine Studierstube zurück; ein Fremder unterbricht ihn. Der höfliche Schriftsteller verbirgt seinen Unmuth, so gut er kann, und weicht jedem Stofe zu weitläufiger Unterredung aus, besonders den verfänglichen Fragen, die hie und da ein unbescheidener Fremder aufwirft. Dieser verläßt ihn endlich, ohne ihn im mindesten zu kennen, aber nicht, ohne ihm überlästig gewesen zu seyn, und ihm und dem Publikum eine kostbare Stunde entzogen zu haben; er selber fühlt das Misvergnügen, das getäuschte Erwartung erweckt; das Bild, das ihm seine Einbildungskraft von der Person und dem Umgange des besuchten Gelehrten vorgespiegelt hatte, war weit reizender, als der Gelehrte selber.

Linar entsagte dem Besuch. Am nächsten Morgen setzten sie ihre Reise fort. Sie waren noch sechs Meilen von München entfernt, und eine halbe Meile von der nächsten Poststation,

wo sie übernachten wollten; es war Abends um fünf Uhr, als ihr Wagen von zwölf Reitern, die Churfürstliche Scharfschützen zu seyn schienen, angehalten wurde. Halt! redete ihr Haupt den Postknecht an, und folg mir auf Befehl der Regierung. Sie, meine Herren im Wagen, sind nebst Ihren Bedienten Gefangene des Churfürsten. Keine Gegenwehr, wer seine Waffen nur berührt, ist des Todes. Den Befehl zu dieser Gefangennehmung, rief Rewiz, muß ich sehen; keine Regierung läßt Leute, die nicht fliehen, auf der Heerstrasse, noch auf diese Art gefangen setzen. Es fehlt an Licht, antwortete der Anführer mit drohender Stimme, um Ihnen meinen Befehl vorzuweisen, und wenn ich Feuer machen lassen muß, so fürchte ich, es möchte Sie mehr blenden als Ihnen lieb wäre. Sie irren Sich wenigstens in unsern Personen, versetzte Rewiz. Wollen Sie etwa läugnen, sagte der Anführer, daß Sie der Wirtembergische Kammerherr von Rewiz sind, und dieser junge Kavalier der Graf von Linar, beide Erzilluminaten, die aus den schlimmsten Absichten Bayern besuchen? Ihre Waffen her, meine Herren, und ihr, Bediente, die eurige, und nun

kein Wort mehr! Mir nach, Postilion; zauderst du? im Augenblick laß ich dich kreuzweise schliessen. Der Wagen, von den Retern umrungen, mußte nun unter dem Vorrit des Anführers die Herrstrasse verlassen, und während einer starken Meile über holperichte Anhöhen einem einsamen Baurenhofe zufahren. Den Herren und Bedienten war alle Unterhaltung verboten; jene waren bald auf die Vermuthung gerathen, daß die vorgegebene Scharfschüzen verkappte Räuber wären.

Ihre Muthmassung gieng bei dem Eintrit in den Baurenhof in die traurigste Gewisheit über. Man ließ sie in den Keller hinabsteigen, von wo aus eine Verborgene, mit Erde, gleich dem übrigen Platz, zugedeckte Falthüre durch viele Staffeln in eine Vertiefung führte, die eine lange Reihe von Zimmern enthielt, worinn Bequemlichkeit mit der Pracht und dem Ueberflusse wechselten; es stiessen ihnen verschiedene Personen beider Geschlechter auf. Raubal, so hieß der Anführer, stellte sie seiner Gefährtin vor. Ich bringe dir, Sophie, sagte er, gute Freunde, du siehst hier den Kammerherrn von Rewiz, und den jungen Grafen von Linar. Raubals

Beischläferin war von einer Schönheit und einem Anstande, die man nie unter der Erde gesucht haben würde. Linar erfuhr in der Folge, daß sie von gutem Herkommen war, ihren Mann vergiftet, nach der Entdeckung ihres Verbrechens die Flucht ergriffen habe und bei ihrer Entweichung dem Raubal zu Theil geworden sey. Seyen Sie beide mir willkommen, meine liebenswürdige Kavaliere, sagte sie; ich wünsche Ihnen Glück in so gute Hände, wie des edelmüthigen Raubals gefallen zu seyn, Sie sind heut Abend meine Gäste.

Linar war zu bestürzt, um zu reden. Rewiz wandte sich an Raubal. Wenn diese deine Hände gut nennt, weil sie nicht die Hände eines Mörders sind, so nimm, was du bei uns findest, und laß uns frey; ich gebe dir in aller Namen meine Kavaliersparole, zu schweigen.

Du, rief hier einer der Räuber, ein mißlungener Student, wissen Sie, mein Herr, daß noch kein Mensch sich erfrecht hat, den Herrn von Raubal zu duzen? Sie sprechen fast in dem Tone, wie Cäsar mit den Seeräubern.

Laß es gut seyn, Kamerade, sagte Raubal

der

der Herr von Rewiz wird schon näher mit mir bekannt werden; in der That, Herr Kammerherr, sogleich kann ich mir das Vergnügen Ihrer Bekanntschaft nicht entziehen lassen. Nicht so, Docktor Harpagon? sagte er zum Exstudenten; du hast mir die Ehre davon verschaft, und du würdest es mir verübeln, wenn ich Freunde, die mir von dir empfohlen wurden, urplözlich wieder abreisen liesse.

Rewiz sah den Harpagon an, und erkannte in ihm die Züge eines Mannes, den er in einer ganz verschiedenen Kleidung den Abend vorher auf der Poststation, wo er übernachtete, angetroffen hatte; Harpagon hatte seinen und Linars Namen aus dem Nachtzettel gelernt, und er konnte auch ihren Wagen aus seiner in Bayern ungewöhnlichen Bauart bei dem Angriff desto leichter unterscheiden, als keine andere Extrapost in der vorhergehenden Nacht angekommen war.

Raubal befahl das Abendessen aufzutragen. Nun, mein schöner junger Graf, sagte er zu Linar, Sie scheinen sehr abgemattet; der Weg war auch gar zu rauh; erholen Sie Sich nun beim Nachtessen; Sie sollen, hoff' ich, nicht zu

viel dabei verliehren, daß Sie in keinem Gast-hofe speisen. Umsonst weigerten sich Rewiz und Linar Platz zu nehmen; sie mußten an die Seite der Raubal sich setzen; er selber saß ihnen gegen über, zwischen seinem zwölfjährigen Sohne und Harpagon; sieben andere Räuber füllten die Tafel aus.

O wehe! rief die Raubal; wir sind dreizehn bei Tische; wenn wir es blieben, müßte im Zeitraum eines Jahres einer der Mitspeisenden sterben. Bei diesen Worten, die Rewiz für eine Anspielung auf den ihm und seiner Gesellschaft bereiteten Tod hielt, sah er den Anführer an, und Linars Bangigkeit vermehrte sich. Seyen Sie guten Muthes, sagte zu ihnen Raubal, der ihre Besorgnis auf ihrem Gesichte las, Raubals Wohnung ist keine Mördergrube; ich verabscheue das Blutvergiessen, und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß weder Ihnen noch Ihren Bedienten das mindeste Leid an Ihren Personen zugefügt werden soll; wenn die kleinen Angelegenheiten, die wir morgen nach dem Kaffe auszumachen haben, abgethan seyn werden, so können Sie Ihre Reise glücklich fortsetzen; ich mache es mir als-

denn

denn zur angenehmen Pflicht, Sie wieder auf die Heerstrasse zu führen.

Diese Versicherung, ob sie gleich aus dem Munde eines Räubers kam, minderte doch die Unruhe des Kammerherrn und seines Vetters; auch sogar ihren Bedienten und dem Postilion, die in einem Nebenzimmer mit dem größten Theile der Raubalschen Bande speisten, war eben dieselbe Zusage geschehen. Rewiz und Linar liessen sich sogar bewegen zu essen. Auf welche Begebenheit gründet sich die Meinung, daß von dreizehn Personen eines Tisches in Zeit eines Jahres eine sterben müsse? Fragte Raubal den Linar. Der Graf, dem der vermuthliche Ursprung dieses Vorurtheils bekannt war, trug Bedenken ihn zu sagen, weil er vor einer solchen Gesellschaft den heiligsten Namen nicht aussprechen wollte, der, wie er sich einbildete, dabei erwähnt werden müßte. Rewiz, welcher seine Verlegenheit bemerkte, antwortete, daß man ihn vom Schicksale des Verräthers Judas herleite. Das mag seyn, sagte Harpagon; dort aber starben von dreizehn zwey, nicht einer, ich denke eher, dieser Aberglaube rühre von einem wiederholten Zufalle

 her.

her. Und ich denke, fügte Raubal bei, indem er seine übrige Tischgenossen ansah, daß einem Verräther der Tod gebühre, sollte er auch bei seinem Herrn allein zu Tisch sitzen. Doch um meine Frau von ihrer Angst zu befreyen, hole man die schlanke Agathe her; sie wird gern neben den Grafen sich setzen.

Dieses siebzehnjährige Mädgen war die Tochter eines der mitspeisenden Räuber. Weist du auch, Agathe, rief ihr Raubal zu, daß du einen von uns dreizehn vom Tode befreyest? O daran, schrye Harpagon, liegt ihr nicht so viel, als wenn sie das Vergnügen geniessen könnte, bald einem das Leben zu geben. Doktor, versetzte die Raubal, sey nicht ungezogen; du siehst, daß der junge Kavalier hier erröthet. Damit uns aber die Zahl dreizehn, die wir zuerst bei Tisch ausmachten, nicht nachtheilig werden könne, so wollen wir auf das lange Leben eines jeden unter uns trinken. Und zwar, rief Harpagon aus, zuerst auf das hohe Wolergehen der Frau von Raubal. Es lebe die Frau von Raubal hoch! noch einmal hoch! Rewitz und Linar mußten anstossen und trinken. Dieser Wein, sagte Raubal, sollte nicht schlimm

seyn;

seyn; er war als einer der edelsten Rheinweine nach Hof bestimmt; aus Furcht, er möchte zu hitzig für den Churfürsten seyn, habe ich ihn in meinen Keller gelegt.

Sie haben ohne Zweifel studirt, Herr Graf? fragte Harpagon den Linar. — Ja — Mein Kleiner hier, sagte Raubal, hat auch glückliche Anlagen; wenn es in unserer Unterwelt eine Universität gäbe, ich würde sie ihn dort ausbilden lassen. Indessen unterweist ihn D. Harpagon. Sag diesen Herren, Harpagon, was du ihn lehrest. — Die Klopologie. — Sogar der Name dieser Kunst, sagte Rewiz, ist mir unbekannt. Sie war ehedem eine bloße Kunst; ich schmeichle mir aber, ein Lehrgebäude davon errichtet zu haben, wodurch ich sie zu einer wahren Wissenschaft erhob; denn was wird nicht heute zur Wissenschaft? Uebrigens habe ich die Ehre, Sie zu versichern, daß sie weit einträglicher ist, als die Rechtsgelahrheit, trotz jenem lateinischen Verse. Raubal hieß ihn sagen, was dann die Klopologie sey.

Harpagon. Wissen Sie, mein junger Graf, was κλεπτειν, κλοπη bedeutet?

Linar. Stehlen, Diebstahl. —

Harpagon. Pfui! dergleichen Worte muß kein gesitteter Kavalier in den Mund nehmen; Die Klopologie, sag ich Ihnen, ist die Wissenschaft, sich auf eine geschickte Art die Güter der Welt zuzueignen. Sie bilden Sich leicht ein, daß ich meinem Unterricht eine Geschichte davon vorausgeschickt habe, und darinn wird Ihnen mein Schüler gewiß Genüge leisten. Nennen Sie mir, Junker Wilhelm, einige der ersten Zierden unserer Wissenschaft.

Wilhelm. Herkules.

Rewiz. Er war vielmehr der abgesagte Feind und Ueberwinder der Räuber.

Harpagon. Es ist wahr, er gieng mit ihnen nicht sehr kollegialisch um, etwa wie die deutsche Ritter der mittleren Jahrhunderte einander behandelten. Aber dem dreileibigen Geryon nahm er seine Rinder ab, dem Diomedes von Thrazien seine Pferde, und seinem Gaste Iphitus ohne Zweifel all sein Geräthe. — Nun Wilhelm wissen Sie keine andere Räuber aus dem Alterthum?

Wilhelm. Periphetes, den Keulenträger, Sinnis den Fichtenbeuger, Skiron, dem die

Ge=

Gefangene die Füsse waschen mußten, Prokrustes, den Gliederzieher.

Harpagon. Welche Nation des grauen und weisen Alterthums hat den Raub nicht nur erlaubt, sondern als eine sehr nützliche Kunst angesehen?

Wilhelm. Sparta.

Harpagon. War dieses Volk verwildert, lasterhaft?

Wilhelm. Es war das edelste und tugendhafteste in ganz Griechenland.

Harpagon. Wie theilt man die Räuber ein?

Wilhelm. In grosse, wie Alexander, Tamerlan, und in kleine, wie Cartouche, Mandarin.

Harpagon. Verdienen alle Räuber gelobt zu werden?

Wilhelm. Nein es gibt deren gute und schlimme.

Harpagon. Beispiele von den letzten?

Wilhelm. Die vier obige, die Theseus erlegte; und in neuern Zeiten, Baxan aus Abruzzo, der das Blut der Ermordeten trank; Prosper Camisola, der alle Weiber misbrauchte.

Harpagon. Wer ist unter allen guten Räubern der beste?

Wilhelm. Mein Vater Raubal.

Harpagon. Was hat . . . .

Still, Docktor Schulfuchs, rief hier Raubal, laß einmal den armen Kleinen in Ruhe essen, und kram selber deine Gelehrsamkeit aus. Harpagon, meine Herren, thut, wie Sie schon gesehen haben werden, sich ungemein viel auf seine Kenntnisse zu gut; ich kann zwar davon nicht urtheilen; aber es sollte mich wundern, wenn er mehr als ein Stümper wäre; er versteht mein Handwerk zu wohl, um noch ein grosser Gelehrter zu seyn. Sie würden mich Ihnen recht verbinden, wenn Sie seinen Ton um etwas herabstimmen wollten; ich geb' ihn Ihnen Preis; prüfen Sie ihn.

Rewiz. Dazu ist er zu gelehrt; er hat eine ganz neue Wissenschaft erfunden.

Harpagon. Zweifeln Sie etwa, mein

Kan-

Kammerherr, daß die Klopologie eine Wissenschaft sey.

Rewiz. Die auf sehr festen Gründen ruht.

Harpagon. So fest als immer eine Wissenschaft sie haben kann. Ihr höchster Grundsatz ist mit unserm Daseyn aufs innigste verwebt; es ist die Selbsterhaltung, oder jeder ist sich selber der nächste; auf diese Erkenntnisquelle lassen sich alle übrige Wahrheiten der Klopologie sehr leicht zurückführen, so wie sie auch alle daraus von selbst fließen. Die Selbsterhaltung. —

Macht es uns, unterbrach ihn die Raubal, zum ersten Gesetz, wie ich hoffe, zu essen und zu trinken, und dieß wär sicher eine klügere Art, diese Herrn in deiner Wissenschaft einzuweihen, als dein albernes Geschwäze, Versuchen Sie diesen Kaiserkuchen, meine schöne Kavaliere, oder diese Mandelschnitten; ich weiß nicht, welches von beiden Ihnen besser schmecken wird.

Meine Köchin, sagte Raubal, verpflegte den Magen eines der reichsten und üppigsten Prälaten von Bayern; er hatte sie schon in ihrer

Kindheit nach Wien geschickt, um sie in dieser Hauptstadt der Leckerei, oder, wie der gelehrte Harpagon sagt, der Gastromanie in allen Zweigen der Kochkunst unterrichten zu lassen. Der Ruf ihrer grossen Geschicklichkeit machte mich lüstern nach ihrem Besitze; wir nahmen sie dem schnarchenden Praelaten von der Seite weg, und verschafften ihr einen rüstigeren Schlafgesellen. Aber, meine Herrn, der Grund, auf welchen Harpagon unser Handwerk stützt, dünkt mich doch zimlich richtig.

Rewiz. Der Grund an sich ist unstreitig; allein weit entfernt darauf zu bauen, zerstört ihn der Stand des Räubers durch die falsche Mittel dieser Selbsterhaltung.

Harpagon. Was die Zerstörung betrift, so widerlegt den Kammerherrn unser Wolbefinden, und in Ansehung der Art unserer Mittel könnte ich, wenn die reinere Sittenlehre der Unterwelt die freche Grundsätze, die hie und da auf der Erde herrschen, zuließe, antworten, daß der Zweck, nemlich die Selbsterhaltung, die Mittel heiligt. Aber auch diese Mittel sind die rechtmässigste. Der Herr Kammerherr vermengt,

mengt, wie ich glaube, unsern natürlichen Zustand mit dem gesellschaftlichen; wir leben im aussergesellschaftlichen; hier gehört alles allen, oder besser, keinem nichts; es ist ein Krieg aller gegen alle, in welchem kraft des Rechtes, das jeder auf alle erschaffene Dinge hat, er sich durch List oder Gewalt in den Besitz der ihm aufstossenden Güter setzen darf.

Raubal. Graf Linar, lassen Sie diesem Halbgelehrten den Sieg nicht; er würde unerträglich werden.

Linar. Die Gesellschaft verliehrt nie ihre Rechte über die Mitglieder, die sie muthwillig verlassen, und den Vertrag brechen, den sie mit ihnen geschlossen hat. Tritt ein Glied auch mit ihrer Einwilligung aus, so kann ihm doch dieser Austritt nie das Recht geben, sie zu beleidigen; und sie behält sich immer die Ausübung ihrer Strafgerechtigkeit vor.

Harpagon. Weil sie gewaltthätig und ungerecht ist; dieß, erhellt sogar aus dem Vertrag, auf den Sie Sich berufen. Ich hatte mich der Rechtswissenschaft gewidmet, Herr Graf, das heißt, ich hatte der Gesellschaft

versprochen, mich durch den Labyrinth der vierzigtausend römischen Gesetze, und das Deutsche und Bayersche Recht durchzuarbeiten; sie hat sich dagegen verpflichtet, mir dafür ein richterliches Amt zu übertragen. Ich hielt mein Versprechen, sie nicht das ihrige; folglich bin ich von aller Verbindlichkeit gegen sie frey; dieß liegt im Begriffe jedes Vertrags; ich trete also in den aussergesellschaftlichen Stand mit allen seinen Rechten zurück; was fehlt nun meinem Berufe zu seiner Rechtmäßigkeit? Oder wie kann die Gesellschaft ein Recht auf mich behalten, da sie zuerst ihren Vertrag mit mir durch die Nichterfüllung seiner Bedingungen aufgehoben hat?

Rewiz und Linar glaubten mit Recht, daß es unter ihrer Würde wäre, mit einem solchen Menschen vor einer solchen Gesellschaft sich in einen Wortwechsel über Wahrheiten einzulassen, woran nur ein Räuber zweifeln kan; sie hätten nie davon zu reden angefangen, wenn sie nicht von ihrer offenbaren Verachtung zu unangenehme Folgen befürchtet hätten. Raubal war aber mit ihrem Stillschweigen nicht zufrieden. Sehen Sie die stolze Augbrau-

brauchen nicht, womit der siegreiche Harpagon auf uns herabschaut? Weisen Sie ihn doch mit seiner vermeinten Weisheit zu recht.

Rewiz. Um dieses zu thun, müßten seine Begriffe weniger verkehrt seyn.

Raubal. Das war gut; nun hast du einmal eines auf's Dach, Harpagon. Leiten Sie doch, Graf Linar, seine verkehrte Begriffe in die gehörige Ordnung.

Linar. Die Selbsterhaltung schränkt sich nicht auf den bloßen Unterhalt ein; sie begreift auch das Streben nach Glückseligkeit und seine eigene Vervollkommung in sich; ohne Tugend aber kann man nicht glückselig seyn.

Tugend? fiel hier Harpagon ein. Denken Sie, daß unser Stand keine Tugend erfodere? In welchem andern muß man grössere üben? Wir allein besitzen noch jene alte ächtrömische Tugenden, einen festen ehernen Muth, der allen Gefahren, auch der Hitze und Kälte trotzt, und den keine Hindernisse schrecken, ausdaurende Wachsamkeit, die nicht wenig mit der sybaritischen Weichlichkeit der Oberwelt absticht, erfinderischen täglich abwechselnden Witz in Auf-

deckung unserer Nahrungsquellen, unermüdeten Kunstfleiß und rege Arbeitsamkeit, und mit diesen Eigenschaften verbinden wir einen Vortheil der heutigen Aufklärung, den Sieg über die Vorurtheile; ich sage nichts von dem Adel unserer Bestimmung, der darinn besteht, die auf der Welt herrschende Ungleichheit in Austheilung der Güter nach unsern Kräften zu mindern. Was heißen Sie Tugend, wenn dieß nicht Tugenden sind?

Linar. Tugend ist die Uebereinstimmung unserer Gedanken und Handlungen mit unsern Pflichten; man ist tugendhaft, wenn man auch die unvollkommene erfüllt, lasterhaft, wenn man nicht einmal den vollkommenen oder Zwangspflichten Genüge leistet. Die erste unter diesen ist, das Eigenthum anderer unverletzt zu lassen. Dieser Pflicht konnte Harpagon sich unter keinem Vorwand entziehen. Die Gesellschaft hatte gegen ihn bloß die Verbindlichkeit, ihn an ihren Vortheilen Theil nehmen, und ihm ihren Schutz angedeihen zu lassen; dieß that sie nur zu sehr. Die Aemter ertheilt sie dem würdigsten, und keiner darf sich dafür halten.

Raubal. Merks doch, D. Harpagon, keiner darf sich für den würdigsten halten.

Linar. Sie legte dem Harpagon das Studium der Rechte nicht auf; er bestimmte sich selber dazu, und seine gegenwärtige Lage beweist hinlänglich, daß die Verwaltung der Gerechtigkeit sein Fach nicht gewesen wäre.

Die Tischgesellschaft hatte bei dem Gespräche Linars von Tugend bereits zu gähnen angefangen; das Ende seines Beweises aber heiterte sie wieder auf, und sie theilte auf Harpagons Kosten das Gelächter, das Raubal erhoben hatte.

Harpagon wollte sich nicht für geschlagen erkennen; er war im Begriff den Streit zu erneuren, als ihm die Raubal zurief: „o! wie mir ein Geruch von Schulstaub in die Nase dringt! Nicht wahr? Herr Kammerherr, die Sitten bei Hof sind feiner; dort spricht man in Gegenwart der Damen nicht von so langweiligen Gegenständen, wie von Tugend, Pflichten, Recht, und wie die Brokken alle heißen.

Rewiz. An unserm Hof spricht man gern davon.

Fr. Raubal. Auch bei Tafel?

Rewiz. Auch da.

Fr. Rau-

Fr. Raubal. Woher kömmt das?

Rewiz. Weil gemeiniglich der Hof sich nach dem Fürsten und der Fürstin bildet.

Meine Herrn, fuhr die Raubal fort, kaum haben Sie über Ihrem gelehrten Streit den Aal gekostet; lassen Sie Sich itzt diese Rehkeule und die wilde Enten besser belieben; ich schäme mich von Herzen, Ihnen mit nichts besserm aufwarten zu können; mein Mann sagte mir nicht, daß wir die Ehre Ihrer Gesellschaft haben würden; nun müssen Sie die Güte haben, mit unserm Gewöhnlichen vorlieb zu nehmen; morgen soll es besser werden.

Raubal. Ich muß Ihnen doch sagen, meine Herrn Kavaliere, womit Sie meine Frau auf die angenehmste Art unterhalten können; Sie sehen, daß sie sich beleidigt fühlt, so ganz aus den Augen gelassen worden zu seyn; erzählen Sie ihr von den neusten Moden.

Linar. Ich kenne nicht einmal die Namen davon.

Fr. Raubal. Wie ich höre, trägt man itzt die Aufsätze à la Dubiczs. Ich habe München seit des Churfürsten Abreise nicht gesehen; die

Wit-

Witterung war zu streng; doch werde ich dem bevorstehenden Karneval beiwohnen. Geben Sie mir indeßen, Herr Kammerherr, eine Beschreibung von dieser Mode; sie herrscht ohne Zweifel an Ihrem Hofe.

Rewiz. Nein, nur edle Einfalt herrscht daran.

Ha, ha, Einfalt na einem Hofe! erwiederte lachend die Raubal; Sie haben mich zum Besten, Herr Kammerherr. Doch ja! vorher versicherten Sie, daß dort die verdrießliche Tugend zu Hause sey, und neben dieser mag schon die schmuzige Einfalt der Kleidung wohnen. Dieß ist vermuthlich auch ein Meisterwerk Ihrer Fürstin?

Rewiz. Sie allein hat diese Veränderung bewirkt.

Fr. Raubal. Sie ist also schon sehr alt?

Rewiz. Sie steht in ihren besten Jahren; was aber andere Fürstinnen auf die Pracht verwenden, damit kleidet sie die Armen.

Fr. Raubal. O die altväterische Fürstin! ich bedaure ihre Hofdamen.

Rewiz. Sie hat keine eigentliche Hofdame.

Fr. Raubal. Eine mächtige Fürstin, und keine Hofdame! wen hat sie dann?

Rewiz. Sich selber.

Raubal sagte, daß auch er den Herzog von Wirtemberg eben so wenig liebe, als seine Sophie der Herzogin geneigt sey, weil er in seinem Lande keinen ehrlichen Räuber aufkommen lasse. Er verfolgt sie so gar, setzte Harpagon hinzu, im Ausland. Der gute Hannikel hatte einem Ueberläufer von seiner Truppe das Zigeunerrecht angethan; da er hörte, daß man ihm dieses gerichtliche Verfahren misdeute, verwies er, ein anderer Kamillus, sich selber ins Elend, und schlug seine Hütte in Graubünden auf; der Herzog begehrt seine Auslieferung, und wider alle Grundsätze des Völkerrechtes, entspricht der Freistaat seinem Gesuch; itzt hängt der arme Hannikel, ein Märtyrer seiner Gerechtigkeitsliebe. Es ist ein Glück für Sie, Herr Kammerherr, daß der Herr von Raubal der edelmüthigste Mann seines Standes ist; sonst könnte er Hannikels Blut an Ihnen rächen. Still von Blut! rief Raubal, und den verbindlichsten Dank, fügte Sophie hinzu, dem berühmten Doktor Harpagon für das grosse

Kom-

Kompliment, das er meinem Manne macht, ihn dem gemeinen Hannikel, einem Zigeuner, an die Seite zu setzen.

Bei dem Nachtische, der mit mannichfaltigem Backwerk, auserlesenem Obst, und fremden Weinen besetzt war, bezeugte Raubal, daß es ihm desto angenehmer sey, eben heute so angenehme Gäste zu haben, als man auf seinem kleinen Theater ein Schauspiel an diesem Tage des Monats aufführe, und zwar dießmal ein Meisterstück, die **Räuber**; er fragte den Grafen Linar, wie er dieses Trauerspiel finde? Linar antwortete, daß es Schillers erster Versuch sey, den er schon in seinem sechszehenten Jahre zu Stutgart entworfen habe; in jedem seiner folgenden Schauspiele habe sich dieser vortrefliche Dichter übertroffen, und schon sey auf die Morgenröthe, welche die in den **Räubern** schimmernde Funken eines grossen Genies angekündigt haben, in dem Dom Karlos der glänzendste Mittag gefolgt. Rewiz, an Linar sich wendend, wünschte, daß der königliche Beschützer der deutschen Schaubühne, Friederich Wilhelm, den Verfasser der Räuber nach Berlin rufen und ihm daselbst, wo er in Engels und

so vieler anderer Umgang seinen Geschmack, die einzige Gabe, die ihm die Natur in nicht sehr reichem Maaße gewährte, zu verfeinern Gelegenheit hätte, die gehörige Musse verschaffen möchte, um sich ganz der dramatischen Dichtkunst zu widmen; Schiller würde alsdenn mehr als jemand Deutschland in Ansehung des Trauerspiels von der Schande befreien, womit bisher jede Vergleichung mit der französischen und englichen Bühne unsere Nation bedeckte.

Harpagon trat nicht nur dieser Meinung bei, sondern versicherte auch, daß Schiller vorzüglich durch die **Räuber** das deutsche Schauspiel veredelt, darinn als hoher zwangloser Geist die Fesseln von zwei Einheiten abgeworfen und das Vorurtheil zu Boden getreten habe, als könnte nur eine sehr merkwürdige Staatsveränderung den Inhalt, und als könnten folglich nur Fürsten, grosse Feldherrn oder Minister die Helden des Trauerspiels darbieten; sein mächtiges Adlergenie habe sich über diesen Wahn und über die schlimme Meinung des vornehmen und geringen Pöbels gegen die Räuber emporgeschwungen und in Karl

Moore einen eben so edlen als wahren Karak=
ter aufgestellt, der beweise, wie durchdrungen
dieser grosse Dichter von der Würde eines
Räubers sey, und welche seltne Menschenkennt=
nis er besitze; wie klein erscheinen alle übrige
Personen neben dem Räuber Moore! sie ver=
schwinden vor ihm, wie wir vor dem Herrn
von Raubal. Möchte endlich, setzte er hinzu,
die Welt durch diese treffende Schilderung ei=
nes ächten Räubers von den irrigen Vorstellun=
gen, die sie sich von unserm Stande macht, zurück=
geführt werden, und oft noch müßte das Mei=
sterstück der Tragödie die glückliche, wiewol nicht
von dem verdienten Erfolg gekrönte Nacheife=
rung erwecken, die es schon einmal unter den
Knaben zu Leipzig angezündet hat! der Bei=
fall, den man ihm fast einmüthig schenkt, und
der ungewöhnliche Zusammenfluß aller Stände
bei den häufigen Vorstellungen desselben er=
lauben uns, fügte Harpagon bei, die gegrün=
deteste Hoffnung, daß das Publikum anfange,
auch über diesen Punkt heller zu denken. Die
Raubal, die wieder lange Weile empfand, nahm
ihre Uhr, und meldete dem Harpagon, künfti=
gem Karl Moore, und der Agathe, seiner gelieb=
ten Amalie, daß es Zeit sey, sich umzukleiden.

Während dieser Zurüstung trat ein Räuber herein; Raubal bat den Kammerherrn und den Grafen, ihm zu erlauben, daß er ihren Schattenriß nehmen dörfe; als er fertig war, betrachtete der Räuber die Kavaliere noch eine Weile aufmerksam und zeichnete auf ihr Schattenbild noch einige leichte Züge hin. Gleich darauf fieng das Schauspiel an. Rewiz und Linar fanden, daß Harpagon und Agathe ihre Personen unverbesserlich spielten, auch versagten sie ihnen bei dem Lobe, das sie von Raubal und seiner Sophie erhielten, das ihrige nicht. Harpagon erzählte nachher in seinem Entzücken, daß er gegenwärtig über einen ähnlichen Gegenstand ein Trauerspiel verfertige, das er seinem hohen Gönner, dem Herrn von Raubal zueignen wolle, und welches die Aufschrift führe: **Die unglückliche Taube oder der Bayrische Hiesel**, ein Deutsches Originaltrauerspiel, in drei Aufzügen, und in Hexametern, mit dem Motto: Dat veniam corvis, vexat censura columbas.

Dem Kammerherrn und Linar ward itzt eine angenehme Ruhe gewünscht; man begleitete sie in ihr Schlafzimmer, in welchem für je-

jeden ein reines Federbett stand; Raubal schloß die Thüre hinter ihnen zu. Nun entledigte der Graf sein Herze von dem Kummer, der es drückte; er bezeugte dem Kammerherrn, daß, was ihn an seinem Schicksal am meisten schmerze, der Umstand sey, seinen besten Oheim darein verflochten zu haben; Sie stellten, sagte er, diese unglückselige Reise nur mir zu lieb an; ohne mich genössen Sie zu Stutgart der Freiheit und Ruhe. Aber auch Rewiz wollte die Schuld des Zufalls auf sich allein wälzen, weil Linar Lustheim nur seinem Rathe zufolge verlassen hätte. Doch wir wollen nicht klagen, fügte er bei; einem Manne geziemen unnütze Klagen nicht, und der Weise denkt auf Trostgründe, sein Unglück zu ertragen, auf die Art, es zu benuzen, und auf Mittel, sich daraus zu retten, oder es zu lindern. Linar bemerkte, daß ihr Schicksal noch weit härter seyn könnte; er fragte seinen Oheim, welchen Glauben er dem Versprechen Raubals von ihrer nahen Befreiung beifüge. Rewiz antwortete, daß da Raubal keinen Grund haben könne, sie mit leeren Hofnungen zu täuschen, indem sie ganz in seiner Gewalt stehen, er desto weniger an seinem gegebnen Worte zweifle, als er an diesem Räu-

der uneracht̃et seines Standes eine gewisse Aufrichtigkeit und menschliches Gefühl bemerkt habe; nur sehe er nicht ein, welche Sicherheit sich Raubal von der Verschwiegenheit seiner fünf Gefangenen verschaffen werde. Indessen, fuhr er fort, versuchen Sie, lieber Linar, nach dem ausgestandenen Schrecken Sich durch den Schlaf zu erquicken; er ist unserer Gesundheit nöthig; das Auge Gottes, das die Abgründe der Erde durchschaut, wird über uns wachen, und die Vaterhand des Allmächtigen, die den Daniel aus der Löwengrube zog, wird uns aus dieser Räuberhöle erretten; er kann auch das Herz der Lasterhaften lenken, und das Böse, das sie thun wollen, zum Besten derer leiten, die ihm vertrauen.

Beide hatten einer zimlich sanften Ruhe genossen, nur daß sie einigemal, eine so tiefe Stille auch um sie herrschte, aus dem Schlafe jählings erwachten. Nach dem Frühstücke gieng Raubal mit Rewiz in ein Nebenzimmer, worinn die ihm zugehörige kleine Koffer standen; die größre waren schon zu München angelangt, er forderte ihm die Börse, die Brieftasche, die Schlüssel und die Uhr ab. Die in der Brieftasche

tasche befindliche Wechselbriefe betrugen die Summe von siebentausend Gulden, welche Rewiz auf den Raubal unter dem Namen von Rosenau übertragen mußte. Nach dieser Verrichtung ließ er den Grafen, den indeßen Agathe unterhalten hatte, hereintreten; Rewiz blieb gegenwärtig. Linar trug keine Wechselbriefe bei sich, weil sein Oheim die Besorgung aller Ausgaben übernommen hatte; er stellte dem Raubal seine Börse zu, die nur wenige Karolin enthielte, und wollte ihm auch die Uhr übergeben. Der Räuber gab ihm die Börse mit der Erklärung zurück, daß er ihn nicht ausser Stand setzen wolle, der Köchin seine Freigebigkeit zu beweisen, wozu die Helfte der Börse hinreiche; und mit der andern Helfte müße Linar die übrige Tagreise nach München bestreiten, da der Kammerherr ihm seine ganze Baarschaft abzutreten, die Güte gehabt habe. In Ansehung der Uhr würde seine Sophie, eine grosse Liebhaberin der Uhren, sie mit Vergnügen zu seinem Andenken annehmen, wenn ihr der Graf ein Geschenk damit zu machen gedächte.

Und itzt, meine Herrn, fuhr Raubal fort, habe ich noch mit Ihnen von einer Sache zu er-

reden, woran Ihnen nicht weniger als mir selber liegt. Unsere Bekanntschaft muß für die Welt ein Geheimnis bleiben. Nun bilden Sie Sich leicht ein, daß Sie mir keine hinlängliche Gewährleistung für Ihre eigne und noch weniger, für die Verschwiegenheit Ihrer Leute geben können. Nehme ich Ihnen einen Eid ab, so halten Sie Sich nicht dadurch für verpflichtet, wiewol ich den Grund davon nicht einsehe; Harpagon sagte, daß itzt die ganze Oberwelt den ehedem streitigen Satz annehme: „man müße Kezern Wort halten,„ und doch seyen die Räuber bei weitem so schlimm nicht, als die Kezer, wie ganz Bayern erkenne; es sey daher eine unbegreifliche Ungerechtigkeit, und der ungeräumteste Widerspruch, daß man nicht gegen Räuber eine so heilige Verpflichtung, wie des Eides, erfülle. Erklären Sie mir dieses kurz im vorbeigehen.

Ein Eid, antwortete Linar, sezt, um gültig zu seyn, eine wahre Verbindlichkeit voraus, und bestärket nur eine solche; jemand verspricht einen Mord zu begehen, und bestätigt dieses Versprechen mit einem Eid; dieser Eid bindet ihn nicht, weil kein Eid eine unerlaubte Sache erlaubt macht,

macht, eben so wenig als er eine Lüge, die jemand durch einen Eid als Wahrheit betheuert, zu einer wirklichen Wahrheit erhebt. Die Verbindlichkeit gegen ein n Räuber, da sie mit Gewalt erzwungen wurde, ist an sich ungültig; folglich auch der Eid, der sie bekräftigen soll.

Und ebenfalls folglich, sagte Raubal, wäre die Ihrige gegen mich die gültigste, weil ich Ihnen nicht die mindeste Gewalt angethan habe. Aber Sie sind Kavaliere, meine Herren; liegt etwa in Ihrer Kavaliersparole, in Ihrem Ehrenwort eine grössre Kraft, als im Eide? Sie trauen mir mehr Erfahrung zu, als daß ich mich darauf verlassen sollte. Ich will Ihnen daher einen Vorschlag thun, der unserer gegenseitigen Sicherheit gemässer ist. Erkennen Sie Sich in diesen Gemählden? Raubal zeigte hier jedem sein vollkommen ähnliches Bild. Sie erinnern Sich, daß einer meiner Räuber Ihre Schattenrisse nach dem Abendessen aufnahm, und dabei Ihre übrige Gestalt aufmerksam betrachtete, und Sie wissen nun schon, daß eben diese Schattenrisse von meinem Untergebnen in der letzten Nacht übermahlt

mahlt wurden; Auf jedem steht Ihr Name und Ihr Vaterland. In diesem Augenblick werden Sie nebst einer vollständigen Beschreibung Ihrer Personen an den mächtigen Anführer einer entfernten Bande abgehen, mit welchem ich in der engsten Verbindung stehe. Werde ich je von irgend jemand, der nicht von meiner Truppe wäre, verrathen, so sind alle, welche die Gastfreiheit bei mir in diesem Aufenthalte genossen haben, zu unausbleiblichem Tode und der Verheerung ihrer Güter verdammt; jedes Mitglied jener Bande hat geschworen, sie überall aufzusuchen und bei uns gilt ein Eid mehr, als in der Oberwelt. Hüten Sie Sich demnach, mich zu entdecken, wenn Ihnen Ihr eignes Leben lieb ist, und Sie nicht noch einige Unschuldige des ihrigen berauben wollen. Uebrigens aus Besorgnis einer solchen Verrätherei gebe ich es in vielen Jahren kaum einmal zu, daß ein Reisender hieher geführt werde; dießmal that ich es, um meine Frau, die sich seit einiger Zeit beklagte, immer die gleiche Gesichter vor sich sehen zu müssen, auf eine angenehme Art zu überraschen. Auch für Ihre Leute, meine Herren, müssen Sie mit Ihrem Leben mir bürgen; doch will ich Ihnen die

Mü=

Mühe, die Sie haben würden, sie die Verschwiegenheit beobachten zu lehren, erleichtern und über ihren Aberglauben zu meiner Belustigung ein kleines Neze werfen.

Hierauf ließ Raubal die Bedienten und den Postilion rufen; jeder mußte ihm sein Halstuch oder Halsband geben; Raubal zeichnete aufs Gerathewohl einige Karaktere darauf, und befahl alsdenn einem Räuber, sie in den Zauberkessel zu legen. Er erklärte hernach den Bedienten, daß in dem gleichen Augenblicke, wo einer von ihnen den Vorfall von dem gestrigen Abend bis zu ihrer nahen Befreyung, auf welche Art es wäre, entdecken sollte, sein Halstuch durch heftiges Brausen im Wasser ihn verrathen, und alsdenn er durch die sympathetische Mittel, die in seiner Gewalt wären, dem Verräther einen schleunigen Tod zuziehen würde. Dem Postilion überließ er, sein Ausbleiben, so gut er könnte, bei seinem Herrn zu entschuldigen, nur sollte er, bei der eben angezeigten unvermeidlichen Todesstrafe, die Wahrheit verbergen. Rewiz und Linar setzten auf ihre Verschwiegenheit grosse Belohnungen und versprachen dem Postilion, ihn in ihre Dien-

Dienste zu nehmen; wenn ihm sein Herr wegen seiner späten Zurückkehre den Abschied geben sollte.

Als ihre Leute sich entfernt hatten, versicherte Rewiz den Raubal, daß er von ihm und Linar nie etwas zu befürchten haben werde. Indessen könne leicht ein Zufall, der nicht in ihrer Gewalt stehe, seine Höle entdecken, es sey zum Beyspiel möglich, daß Kundschafter der Regierung einigen seiner Truppe ingeheim folgen; er bezeugte ihm seine Verwunderung, daß er bisher verborgen geblieben wäre, und fragte ihn ob er nicht reich genug sey, um in irgend einem entfernten Lande frey, sicher und bequem zu leben, und wie er in steter Gefahr in einer finstern ungesunden Höle seine Tage zubringen möge? Raubal antwortete, daß er über zwey Tonnen Goldes für seinen eignen Antheil besitze; schon oft sey in ihm der Wunsch, die freye Luft, Ruhe, Sicherheit und die Annehmlichkeiten der Gesellschaft zu geniessen aufgestiegen; auch seiner Frau eckle das unterirdische Leben; indessen habe ihn theils die lange Gewohnheit, theils verschiedene Schwierigkeiten, wie diese, sich von seiner Truppe zu trennen oder sie zur Theilnahme

an seiner Veränderung zu überreden, theils der Mangel an sicheren Gelegenheiten, ein Gut in einer grossen Entfernung zu kaufen und seine Unwissenheit in solchen Geschäften von der Erfüllung seines Wunsches abgehalten. Können Sie, Herr Kammerherr, setzte er hinzu, mir dazu behülflich seyn, so erstatte ich Ihnen nicht nur alles, was ich Ihnen und dem Grafen so eben abgenommen habe, sondern ich werde Ihnen mich sonsten für sehr verbunden erkennen. Rewiz versprach, unverzüglich auf die Mittel, sein Verlangen zu befriedigen, bedacht zu seyn; es lag ihm desto mehr daran, je mehrere Menschen, die in Raubals Hände in der Folge fallen könnten, er dadurch von diesem Unglück errettete, und je grösser die Wahrscheinlichkeit war, daß Raubal und seine Truppe ihre Sitten und Denkungsart mit dem Stande verändern würden. Er verabredete sich mit ihm über die Art, ihm Nachricht zu geben. Raubal entließ sie endlich; auf Wiedersehen, sagte er, Herr Kammerherr; er führte sie zu seiner Sophie, gegen die, wie auch in der Küche, Linar Raubals Anweisung befolgte. Harpagon und die meiste andre Räuber waren bereits ausgeritten. Einige erwarteten den Kammerherrn und den Grafen um ihren

ren Wagen eine Zeitlang durch mehrere Umwege zu begleiten, bis man dem Postilion den Weg zur Heerstrasse hinlänglich angeben konnte. Linar beschenckte die Wegweiser.

Er langte mit seinem Oheim noch an demselbigen Abend zu München an. In dem Gasthof, worin sie abgestiegen waren, trafen sie zu ihrer nicht geringen Verwunderung einen nahen Verwandten; den Amerikanischen General St . . . . . an; er kam von Wien, wohin er sich mit einem geheimen Auftrage des Congresses begeben hatte, und wollte wieder Schwaben besuchen. Er bezeugte ihnen, daß seine Absicht sey, sich in dem letzten Lande niederzulassen, wenn er einen Käufer zu seinen Gütern bei G . . . . . . gefunden haben würde. Rewiz nannte ihm einen, indem er dem Raubal einen fremden Namen beilegte; er schrieb diesem, uud wurde von ihm bevollmächtigt, den Handel abzuschliessen; Raubal kam selber nach München, ließ sich vom General, dem sein wahrer Stand unbekannt blieb, die nöthige Briefe und Adressen geben, zahlte ihn mit baarem Geld, schickte dem Rewiz viele Kisten zu, die dieser nach Amerika abgehen ließ,

ver-

vergütete ihm seinen ganzen Verlust, wollte ihm grosse Geschenke machen, die er nicht annahm, und erlaubte ihm, nach Verfluß von vier Wochen die Begebenheit von der Höle, wenn es ihn gut dünken würde, zu erzählen.

Den Tag nach ihrer Ankunft zu München brachten Rewiz und Linar mit dem General im Gasthofe zu. Erst am folgenden warteten alle drei dem dirigirenden Minister von Oberndorf auf, den Rewiz längst kannte; sie wurden von ihm zur Tafel gezogen. Der General S. erschien unter dem Namen eines amerikanischen Obristen Wolsac. Ein dikbeleibter Prälat, der ihm gegen über saß, fragte ihn, ob das Gift der Illuminaten auch nach Amerika gedrungen sey? Wolsac antwortete, daß er außer den Poken von keinem anderen Gifte wisse, welches sich von unserer Hemisphäre in die andere geschlichen hätte. Rewiz hatte sichs vorgenommen, und es auch seinem Neffen empfohlen, in keiner öffentlichen Gesellschaft von dem Illuminatismus zu sprechen. Eine der Lehren, die er ihm oft wiederholte, war, nie einen Gegenstand in einer Versammlung zu berühren, der ihr misfallen könne, oder über

welchen ein freimüthiges Urtheil anstößig seyn möchte. Aber dem fraggierigen Prälaten konnte er nicht ausweichen, so sehr er es besonders an diesem Orte gewünscht hätte. Der Prälat wollte wissen, ob es in Wirtemberg Illuminaten gebe? Keinen, versetzte Rewiz, daß ich wüßte.

Prälat. Und wie denkt man davon?

Rewiz. Man ist der Sache zu unkundig, um ein Urtheil zu fällen.

Prälat. Hat man dann ihre Originalschriften nicht gelesen?

Rewiz. Ja.

Prälat. Aber diese enthalten die unwidersprechlichste Beweise von ihrem Atheismus, Giftmischerei, verderblichen Lehren, von Selbstmord, Kinderabtreibung, Archivdiebstahl. . . .

Der Minister, der schon dieses Gespräch bei des Prälaten Frage an Wolsac abwenden wollte, aber durch eine von Mannheim schleunig angekommene Staffete unterbrochen worden war, hörte die letzte Worte, las die Unzufriedenheit des Herrn von Rewiz auf seiner Mie-

ne,

ne, und sagte zu ihm: Se. Herzogl. Durchlaucht von Wirtemberg haben, wie ich in den öffentlichen Blättern lese, wieder eine litterarische Reise nach Oberschwaben angetreten; vermuthlich werden Sie manchen neuen Schatz in den dasigen Klöstern ausspähen, und ihre Bibliothek damit bereichern. Rewiz antwortete, daß sein gnädigster Fürst nie leer zurückkomme, und oft Werke von den ersten Jahren der Buchdrukerkunst mitbringe. Der Prälat versicherte hierauf, daß sein Pater Bibliothekar ihm von einem alten Buch der Klosterbibliothek gesagt habe, das, er wisse nicht genau, ob vor drei oder fünfhundert Jahren? gedruckt worden sey; und welches er dem Herzog gegen einen Eimer alten Ulbacher Weins mit Vergnügen abtreten würde. Der Kammerherr erwiederte lächelnd, daß, wenn der Druck auch nur vierhundert Jahre alt sey, er Sr. Hochwürden und Gnaden 50 Eimer des besten Ulbachers dafür versprechen dürfe. Der Prälat verpflichtete sich, noch an demselben Tag deßwegen in sein Kloster zu schreiben. Neben Linar saß der geheime Hofrath von Wiburg, ehemaliger Hofmeister des F. von B . . . m, der die zärtlichste Freundschaft für den Grafen zu faßen schien; er bat ihn auf die ver-

bindlichste Art, ihn zu besuchen, nannte ihm seine Wohnung, erbot sich, selber ihn mit allem, was zu München seine Aufmerksamkeit verdienen könnte, bekannt zu machen, und ihn in die beste Gesellschaften einzuführen. Linar nahm seine Anerbietung mit Vergnügen an; er besuchte ihn am folgenden Tag, und wollte auch seinen Oheim zu ihm führen, den aber der Güterkauf des eben angekommenen Raubal zurückhielte.

Wiburg war unverheurathet; seiner Haushaltung stand seine Nichte, ein sehr liebenswürdiges Fräulein, vor. Der Graf fand sie desto reizender, je größre Aehnlichkeit er an ihr mit seiner Wilhelmine zu entdecken glaubte, und was sie noch anziehender für ihn machte, war die scheue Sitsamkeit und Zurückhaltung Elisens; dieß ist der Name der Nichte. Kaum hatte sie mit niedergeschlagenem Auge einige Erfrischungen gereicht, so verschwand sie. Wiburg wußte durch die geschickteste Wendungen die Unterredung unvermerkt auf so verschiedene Gegenstände zu lenken, daß er bald Linars ganze Seele durchschaute; er sah darinn ungeheuchelte Liebe für die Religion und für alle

Men-

Menschen, zärtliche Achtung für seinen Oheim, und grosse Lern- und Ehrbegierde. Ich ware, sagte Wiburg, auf den unbescheidenen Prälaten, der an des Ministers Tafel das Gespräch von den Illuminaten auf die Bahn brachte, recht böse; er setzte Ihren würdigen Herrn Oheim in sichtbare Verlegenheit; denn es ist wahrscheinlich, daß man auch in Ihrem Lande die verfolgte Illuminaten desto mehr bedaurt, je unschuldiger sie seit Weishaupts und Zwacks Rechtfertigungen scheinen müssen.

Linar. Halten Sie sie dann für schuldig?

Wiburg. Es befinden sich die rechtschaffenste Männer unter ihnen, einige meiner besten Freunde, voll der edelsten Gesinnungen, die in den besten Absichten in diesen Orden traten, aber ihn auch wieder verließen. Ich selber, wär' ich nicht schon Mitglied einer Gesellschaft gewesen, in welcher ich wirklich alles antraf, was man mir von dem Illuminatismus versprochen hatte, ich würde Illuminat geworden seyn.

Linar. Man kann sich bei Durchlesung des verbesserten Systems der Illuminaten dieses Wunsches nicht erwehren.

Wiburg. Weishaupt besitzt grosse Talente, und sein Plan war weit aussehend.

Linar. Auch wohlthätig; sein Zweck war Vervollkommnung des Menschen und durch diese Verbreitung allgemeiner Glückseligkeit.

Wiburg. Es war der gleiche, wie es schien, den sich meine Gesellschaft vorgesteckt hatte; schon war ich auf die Verbindung dieser zwey geheimen Orden bedacht, damit sie mit vereinigten Kräften desto stärker wirken möchten. Der Gedanke, an dem Wol der Menschheit mit so vielen vortreflichen Männern zu arbeiten, durch deren Einsichten ich die Meinige erweitern, in deren Umgang ich selber vollkommener werden könnte, begeisterte mich. Meine Freunde boten ihre Hände zu der Beförderung dieser Vereinigung. Spartakus allein, ich darf Ihnen nicht erst sagen, daß dieß Weishaupts Ordensname ist, setzte ihr immer neue Hindernisse entgegen. Ich schrieb seine Abneigung einem Mistrauen in die Würdigkeit verschiedener aus unsern Mitgliedern zu. Auf einmal wird ein Verbrechen des Spartakus und ein Theil seiner Grundsätze durch seine eigene Briefe bekannt. Dieser Mann, welcher die

menschs

menschliche Natur über sich selber erheben zu wollen schien, das Haupt der Aufgeklärten, oder weil der lateinische Ausdruck vielleicht bescheidener klingen sollte, der Illuminaten, wiewol auch dieser Name troß seines barbarischen Lateins stolz genug bleibt, Weishaupt entehrt seine Schwägerin, und um den Greuel dieser Art von Blutschande zu bedecken, verschwendet er an ihr die Mittel, die zu Abtreibung eines Kindes die dienlichste sind. So wahr ist es, daß ein Laster das andere zeugt! Ich bebte bei dieser Nachricht zurück. Gott im Himmel, rief ich aus, ist dieß die Vollkommenheit, zu welcher man nach acht Klassen langen Unterrichtes in höherer Weisheit emporsteigt? Hätte ich nicht die Hand Weishaupts selber gesehen, ich würde den Brief für boshafte Erdichtung gehalten haben. Ich gestehe es Ihnen, theuerster Herr Graf, ich hatte diesen Mann über Sokrates und Plato gesetzt; ich verehrte in ihm den Apostel der Vernunft; meine Freunde hatten von ihm geweissagt, daß er diese wieder in ihre verjährte Rechte einsetzen, das festeste Bündnis zwischen ihr und der Religion stiften, und den Menschen durch ihre Tempel in den Tempel des Glücks führen würde. Man

glaubt so gern, was man wünscht; schliessen Sie, wie wehe es mir thun mußte, die schönste Hoffnung meines Lebens so entsetzlich getäuscht zu sehen!

Linar. Es ist wahr, jene Handlung Weishaupts fällt nur zu sehr auf; indessen wird das Abscheuliche davon durch die Verwickelung der sonderbarsten Umstände, und die seltsamste Lage, worinn er sich befand, um vieles gemildert. Der Zusammenfluß von Hindernissen, die seine rechtmäßige Absichten hintertrieben, und das freimüthige Bekenntnis, das er selber davon ablegt, müssen ihm die Verzeihung der Menschheit erwerben, für die Weishaupt schon vieles gethan hatte, und noch weit mehr thun wollte. Iean Iaques begieng eine grössere Frevelthat; er wälzte die Schuld eines von ihm begangenen kleinen Diebstahls mit der frechesten Stirne auf ein rechtschaffenes Mädgen, das er liebte, und stürzte sie in Schande und Elend. Er selber bekennt die That vor dem ganzen Publikum, das sie ihm vergeben zu haben scheint, und ihn doch für groß hält.

Wiburg. Desto schlimmer; die Welt schätzt

nur

nur große Fähigkeiten des Geistes; aber, werthester Graf, es gibt keine wahre Größe, wo das Herz klein ist; weder dem armen Epiktet, noch dem reichen Seneka, hatte man nöthig, eine Schandthat zu verzeihen, und wenn ein Bekenntnis jeden Fehltrit vergütet, so gibt es kein Laster mehr. Auch ich, betete einst Rousseau an; ich bedauerte ihn wegen seiner Irreligion; allein ich schrieb sie nicht seinem Herzen, sondern der Erziehung zu; die heiße Beredsamkeit, womit er die größte Wahrheiten der Sittenlehre eben so wichtig als liebenswürdig darstellte, der Zauber, den sein mächtiges Genie über alles streute, was aus seiner Feder floß, und die Verfolgungen, die er ausstand, oder vielmehr auszustehen vorgab, hatten ihm meine ganze Bewunderung und Vorliebe erworben. Seit ich aber die schwarze That las, die er gegen ein unschuldiges Mädgen ausführte, seh ich in ihm bloß einen Mann von glänzenden Gaben, und einem verdorbenem Herzen. Indessen bleibt dem Bürger von Genf das Verdienst eines freiwilligen Bekenntnisses; dem Vater der Illuminaten aber wurde das seinige abgenöthigt; er konnte seiner Handschrift nicht widersprechen.

Linar. Allein die Gründe, womit er seinen Fehler entschuldigte?

Wiburg. Können Scheingründe seyn: Wenn ich gewissen Nachrichten von unpartheiischer Hand Glauben beimessen möchte, so bat Weishaupts Frau ihn sogar nicht, ihre Schwester zu heurathen; daß sie vielmehr eifersüchtig auf sie war, und es zu seyn Ursache hatte; sichere Personen wollen, daß die unglückliche Frau ein Opfer dieser ehebrecherischen Liebe geworden sey.

Linar Dieß ist unmöglich; wäre Weishaupt ein solches Ungeheuer, wie könnte er von seinen Anhängern die strengste Tugend fodern?

Wiburg. Wie oft ein Tyrann, der täglich die Gesetze schändet, von seinen Unterthanen ihre genaueste Beobachtung verlangt. Villeicht auch, daß man im Priester und Regenten Grade des Illuminatenordens desto größre Freiheit bekam, je mehr man in den unteren Graden, um die Welt zu blenden, sich selber verlaugnen mußte. Und dann sagen Sie mir, bester Herr Graf, welches ist die Tugend, die

er fodert? kann wahre Tugend mit den Grundsätzen bestehen, zu welchen sich Weishaupt bekennt? Was keinen Schaden bringt, lehrt er, ist nicht Sünde; ein Satz, womit man noch gröbere Frevelthaten als einen Archivsraub beschönigen kann, da der Begriff von Schaden sehr relativ ist. Und von dieser Irrlehre ist der Uebergang zu folgender entgegengesetzten, daß, was Nutzen bringt, eine gute That oder Tugend sey. Im Vorbeigehen muß ich Ihnen sagen, daß die Erklärung Weishaupts über seinen Rath, das Archiv zu berauben, die Sache nur bemäntelt, nicht rechtfertigt. Bedient sich ferner, liebenswürdigster Graf Linar, die Tugend so schlechter Mittel, wie dieses, ein Mitglied des Ordens dem andern als Spionen an die Seite zu geben, und den Namen der heiligen Freundschaft zu monatlicher Verrätherey zu misbrauchen? Ja ein Freund soll den andern vor dem Bösen warnen; dieß ist die erste Pflicht der Freundschaft, dann wird er sein Schutzgeist; aber auflauren soll er seinem Freunde nicht, um den Obern durch eine monatliche Anzeige seinen heuchlerischen Diensteifer zu bezeugen. Solche gehäßige Wege schlug bisher nur die Inquisi-

tion

tion ein, deren blutigen Despotismus sogar Weishaupt in seinen Orden einführen wollte. Auch er maßte sich das Recht über Leben und Tod an; selber seine Verantwortung hierüber beweißt es zur Genüge. An die Illuminanden, wie Sie wissen, ergieng bei ihrem Eintrit die Frage, ob sie dem Orden das Recht über Leben und Tod einräumen? Wiewol Spartakus, dieser spitzfindige Sophist, der sich durch die geschmeidigste Krümmungen aus jeder Grube, in die er fiel, so künstlich wand, itzt die über diese Frage erstaunte Welt mit der unbegreiflich kahlen Antwort abfertigt, daß dieß blos eine Probfrage gewesen sey.

Linar. Eben dieses anscheinende Kahle, dünkt mich, Herr Geheimer Hofrath, die Wahrheit der Antwort zu beweisen, da sie von einem Manne kömmt, dem es leicht gewesen wäre, eine weit mehr befriedigende zu geben. Uebrigens gestehe ich, daß Weishaupt manche Blöße gibt; so kann der Schluß, den er von der Unschädlichkeit einer Sache auf ihre Rechtmäßigkeit macht, nicht einmal im Zwangsrecht, geschweige in der Sittenlehre, gelten; auch hat er ihn nur in einem Briefe gewagt.

Hingegen ist es billig, die Nachricht, die man Ihnen von dem Tode seiner Frau gab, so lang für Erdichtung seiner Feinde zu halten, bis sie gerichtlich erwiesen ist. Und dann kann man nicht läugnen, daß sein System voll grosser Gedanken, tiefer Blicke in das menschliche Herz, und hoher lichtvoller Wahrheiten ist, in deren Sonne jene Flecken kaum bemerkbar sind.

Wiburg. Der Sage über den Tod der Frau Weishaupt bin ich weit entfernt, bis izt völligen Glauben beizustellen; auch bitte ich Sie, nirgends sie zu verbreiten. Es ist ein nur zu gewöhnlicher Fehler, daß man einem Manne, der das Unglück gehabt hat, durch einige Vergehungen Mistrauen gegen sich zu erwecken, oft noch grössere Frevel aufbürdet, und diese ungeprüft glaubt, gerade als ob man ihm keine Gerechtigkeit mehr schuldig wäre. Sie lassen diese, werthester Herr Graf, dem Weishaupt in Ansehung seines verbesserten Systems wiederfahren. Er erscheint wirklich darinn als ein Engel des Lichts. Allein Sie wissen, daß dieses Werk erst erschienen ist, nachdem man sein Geheimniß der Finsterniß enthüllt hatte;

und daß er selber sein System verbessert nennt. Um aber auf die Geschichte meines Herzens bei dieser Sache zurückzukommen, so will ich Ihnen nicht verbergen, daß ich sogar endlich von jenem fürchterlichen doppelten Verbrechen, das er an seiner Schwägerin ausübte, gelinder zu dencken anfieng, daß ich es unter die Schwachheiten der menschlichen Natur zählte, von welchen auch ein Heiliger übereilt werden kann, und daß auch alles übrige, was ich bisher die Ehre gehabt habe, Ihnen über den Illuminatismus zu äussern, bei so manchem scheinbaren Guten, das mir davon bekannt war, und bei meiner so günstigen vorgefaßten Meinung dafür, diese zwar starck erschütterte, aber nicht ganz zu ändern vermochte. Erst, da mir einige Freunde, die den Orden verliessen, unter den Ursachen ihres Austrittes als die vornehmste angaben, daß Weishaupt auf die Untergrabung des Christenthums abzielete, diesem zwar den Namen lassen, aber ihm die natürliche, das ist, die mangelhafteste unzuläsigste Religion unterschieben, und an die Stelle der christlichen Sittenlehre die seinige setzen wolle, da, ich bekenne es, empörte sich, theuerster Graf, mein ganzes Herze gegen den Illuminatismus, denn ich kenne diese Freun-

de, und weiß, wie wenig sie einer falschen Anklage fähig sind.

Linar, der immer den Illuminaten gewogen gewesen war, erstaunte und betrübte sich über diese Aeusserung, in deren Wahrheit er nicht den geringsten Zweifel setzte. Wiburg fügte bei, daß Bayern nie genug die Vorsehung darfür preisen könne, es von einer Schaar Seelenmörder gerettet zu haben; beynahe wäre es um die Religion geschehen gewesen, da sich die Illuminaten schon in alle Kollegien eingeschlichen und darinn ein überwiegendes Ansehen gewonnen hätten; denn sie haben sich durch alle ersinnliche Ränke den Weg zu wichtigen Würden und zu unbedeutenden Stellen gebahnet, theils um die Mitglieder des Ordens durch die Aussicht in gewisse Aemter desto mehr an sich zu ziehen, theils dem Illuminatismus selber einen ausgebreiteteren Einfluß zu verschaffen; überhaupt sey nie kein Plan künstlicher angelegt gewesen, um die boshafteste Absichten durchzutreiben.

Einem Jüngling von Linars Alter schmeichelt nichts mehr, als die Vertraulichkeit eines gestandenen und angesehenen Mannes

über

über erhebliche Gegenstände; er gewinnt einen solchen Mann lieb, ohne diese Neigung einem geheimen eitlen Gefühl seiner Wichtigkeit zuzuschreiben. Linar glaubte, dem Hofrathe wegen seines Eifers für Menschenwohl, Tugend und Religion grosse Achtung schuldig zu seyn, und erwiederte sie ihm auch vorzüglich aus diesen Gründen; allein das Vertrauen, das er in Wiburgs Glaubwürdigkeit setzte, rührte weniger von Linars Unerfahrenheit und argwohnloser Redlichkeit als von der angeführten Ursache her. Er war nun begierig, seinen Oheim mit einem so edelgesinnten Manne bekannt zu machen; auch lag ihm viel daran, nähere Umstände von dem Orden zu erfahren, in welchen Wiburg eingeweiht war, und der in sich alle die Vortheile vereinte, die Weishaupt von dem seinigen versprochen hatte; er hoffte ingeheim, durch das Ansehen seines neuen Freundes darinn aufgenommen zu werden; dabei würckte in ihm ein geheimer Drang, der ihn gegen Wiburgs Haus zog, uud welchen Linar sich selber nicht gestanden, eine Folge des Eindruckes, den die bescheidene anmuthsvolle Elise auf ihn gemacht hatte.

Er erzählte seinem Oheim die ganze Unterredung mit Wiburg. Rewiz fand die Gründe gegen die Illuminaten unzulänglich, und die Sage von dem gewaltsamen Tode der Frau Weishaupt verleumderisch und desto unwahrscheinlicher, je gewisser die Regierung, welcher es so sehr darum zu thun war, diesen Orden öffentlich zu brandmarken, die strengste Untersuchung darüber verordnet haben würde, wenn sie nur den mindesten Erfolg davon hätte erwarten dürfen. Er zeigte ihm das Unregelmäsige in ihrem Verfahren, die Unrichtigkeit der aus den Originalschriften gezogenen Folgerungen, die Beharrlichkeit mancher rechtschaffener Illuminaten, welche Märtyrer ihres Ordens geworden sind, die tiefe Einsichten Weishaupts, und alles, was für die Reinigkeit und die Grösse seines Zweckes spricht, die Finsternis, die über Bayern liegt, welches noch lang glauben wird, daß jede Fackel der Aufklärung in den Flammen der Hölle angezündet worden sey, und den Widerspruch zwischen der angeblichen Absicht Weishaupts, die Religion umzustossen, und seine Systeme. Gern aber, sagte Rewiz, glaube ich, daß er die Religion von manchen falschen Begriffen, die Aberglaube, Betrug der Priester,

theologische Spizfindigkeit, eckelhafte Wortklauberei, mit ihr verwebt haben, loswikeln und ihr ihre erste beseligende Lauterkeit wieder geben wollte, wozu er aber für Bayern um ein ganzes Jahrhundert zu früh erschien. Nie wird ein Weiser, lieber Linar, das helige Gebäude der Religion niederzureissen versuchen, sollte er auch nicht Gott selber für den Baumeister desselbigen erkennen; er weist, wie nothwendig den Menschen der Glaube an eine göttliche Offenbahrung ist, wie sehr seine Einbildungskraft der Geheimnisse und Wunder bedarf, wie wankend ohne Religion auch die schönste Sittenlehre wäre, besonders ohne die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele, von welcher die Vernunft unter so vielfachen Beweisen noch keinen befriedigenden, keinen mehr als wahrscheinlichen gegeben hat, nie geben wird; er begreift, welch einen Trost er dem Leidenden rauben, welche Grundsäule des Staates er untergraben, welche Quelle von Glückseligkeit, wär sie auch nur eingebildet, er verstopfen würde, und wie wenig er hoffen dürfte, auf den Trümmern der Religion für die Aufklärung eine Burg zu errichten, die, wenn sie auch zu Stand käme, nur für einen äuserst geringen Theil des menschlichen

chen Geschlechtes bewohnbar wäre, während daß alle übrige in den Wildnissen der Unwissenheit und der Leidenschaften zügellos umherirren würden; denn allgemeine Aufklärung ist ein lächerlicher Traum; ist nicht Aufklärung, in unserm aufgeklärten Jahrhundert eben so selten, als es in dem goldnen Zeitalter das Gold war? trauen Sie, Linar, einem Manne von Weishaupts Ueberlegenheit zu, daß er diß alles weit deutlicher, als wir, eingesehen habe.

Linar. Aber wenn er die Sittenlehre selber zernichten wollte, wenn er ein ehrgeiziger Betrüger wäre?

Rewiz. Ein Betrüger spielt vielmehr die Rolle des Heuchlers, als des Freigeistes; bey der ersten findet er seinen Vortheil weit besser, befördert jede Absicht sicherer und leichter. Allein Sie setzen den Fall, daß er die Sittenlehre selber zerstören wollte. Welchen Zweck dencken Sie, daß er dabei gehabt, welchen Nutzen, den er davon eingeerndet hätte?

Linar. Desto eher Gehülfen zu Ausführung frevelhafter Absichten zu finden; vielleicht auch sich einen Namen zu machen.

Rewiz. Welche Wahrscheinlichkeit, daß ein Mann, dem Sie wenigstens den gesunden Verstand nicht 'absprechen können, Menschen überreden wird, der Tugend und Rechtschaffenheit zu entsagen, um alsdenn diese Menschen, auf die er sich nie keinen Augenblick mehr verlassen kann, zu seinen Gehülfen zu wählen? Und welche Gehülfen? Wenn sie nicht die Auswürflinge der menschlichen Geselschaft sind, so werden sie die Sittenzerstörer plözlich entlarven. Noch weniger konnte Weishaupt sich durch Umwerfung der Sittenlehre einen grossen Namen machen wollen, nicht einmal den Namen eines Herostratus; diesem gelang doch seine unsinnige Unternehmung; aber wer will den Tempel der Tugend zerstören?

Linar. Möchten Sie doch Ihre Gründe für Weishaupt auch dem Herrn von Wiburg entgegenhalten!

Rewiz. Ehe ich mich, ohne meine Leute zu kennen, in einen Streit über die Illuminaten zu München einlasse, wollte ich lieber einem Angriffe des hiesigen Antikant, P. Stattler, gegen die Categorien und die Kaussalität anwohnen.

Linar. Ich hätte Sie, theuerster Oheim, bereits ersucht, mit mir zum P. Stattler zu gehen, wenn ich jzt nicht von der Unschiklichkeit solcher Besuche überzeugt wäre.

Rewiz. Es ist doch lustig, daß gerade der Pater obscurus, wie Stattler genannt wird, gegen den duncklen Weltweisen von Königsberg ins Feld ziehen mußte.

Linar. Sonst liebt Finsternis die Finsternis. Ob wohl aus diesem Zusammenstoß schwarzer Wolcken einige Blize der Wahrheit hervorbrechen werden? Ob wir eine Auflösung der diskursiven Begriffe in deutliche erwarten dörffen?

Rewiz. Es hieng bloß davon ab, daß Kant die Gabe der Deutlichkeit besaß, und die Philosophie würde eine ganz andere unendlich bessere Gestalt erhalten haben. Da aber Kants wichtigste Gegner, wie ein Weishaupt selber ihn misverstehen, läßt sich nicht vielmehr hoffen, als eine Menge neuer Distinktionen, und unverständlicher Ausdrücke, welche den eigentlichen Gesichtspunkt aus den Augen rücken, und endlich den Streit auf Nebensachen lencken werden.

Aergerlich aber ist es, daß Philosophen, deren Begriffe die deutlichste seyn sollten, den dunkelsten Vortrag haben; denn so neu auch die Begriffe sind, wofern es ihnen nicht an der nöthigen Klarheit fehlt, kann es nie an den Mitteln mangeln, dem neuen Wort, das der neue Begriff erfordert, einen bestimmten Sinn beyzusetzen; Kant hätte wohl gethan, seinen zwey Kritiken ein eigenes Wörterbuch voranzuschicken.

Linar. Allein nicht nur in der Philosophie, selbst in den schönen Wissenschafften herscht oft eine solche Dunckelheit; wo kann sie herrühren?

Rewiz. Bey manchen von dem Mangel eines gebildeten Geschmackes; bei andern ist sie geflissentlich. In Deutschland wird noch oft Dunckelheit für tiefen Scharfsinn oder für Erhabenheit gehalten; und diese Schwachheit benutzen einige Schriftsteller, selbst grosse. Daher Herders bilderreiche Geschwulst, Klopstocks sonderbare Wortfügung, und unnatürlicher Ton in seinen Oden; daher auch bei vielen die Verachtung der französischen Schriftsteller, die manche nur darum für seicht ausschreien, weil sie so deutlich sind, daß man sie gleich bei der ersten Lesung versteht.

Rewiz gestand übrigens, daß Kant, da wo er ihm verständlich sey, den höchsten Grad von Scharfsinn verrathe; er setzte hinzu, daß es auch dem P. Stattler, so sehr er itzt mishandelt werde, nicht an Verdienst fehle. Obschon Jesuit, habe er zu erst die Wolfische Philosophie unter den Katholiken eingeführt, welche zwar itzt durch Feder von Göttingen verdrängt worden sey; nur hätte er sein wirkliches Verdienst nicht im Antikant durch zu viele Selbsterhebung herabwürdigen und nicht an einen Riesen, wie Kant, sich wagen sollen. Wenn auch, fügte er bei, die Philosophie des Weltweisen von Königsberg in der Folge dem Heer seiner Gegner, oder irgend neuen Hypothesen unterligen muß, so hat er doch der verderblichen Methaphysik einen gewaltigen Stoß gegeben, und die Welt aus den schönen Träumen geweckt, in welche diese falsche Wissenschaft sie bisher gewiegt habe; es ist Zeit, statt derselben die Physik in bessere Aufnahme zu bringen; und wenn dieser die Mathemathik hinlänglich die Bahn erleichtert, so wird sie eine Menge neuer gründlicher und gemeinnütziger Kenntnisse von Jahr zu Jahr verbreiten, und viele Vorurtheile werden nach und nach verschwinden.

Am folgenden Tag gab Wiburg dem Grafen den Besuch im Gasthofe heim. Rewitz war gegenwärtig; er setzte noch nicht das geringste Mistrauen in den Geheimen Hofrath, deßen Widerwillen gegen die Illuminaten er dem allgemeinen in Bayern wider sie herrschenden Vorurtheil, und dem rühmlichen Verlangen, die Regierung über diese Angelegenheit zu rechtfertigen, zuschrieb. Wiburg zeigte viele Achtung für Rewiz, ohne ihm den mindesten Weirauch zu streuen; er wußte, daß man durch Schmeicheleien und allzudemüthiges Betragen bei einem klugen Manne, für welchen er den Kammerherrn an der Tafel des Ministers und aus Linars Erzählung kennen gelernt hatte, nur gegen sich selber Verdacht erwecke. Seine Mine war offen; er war weder zurückhaltend, noch vorlaut*); sein Aeuserliches und sein Betragen kündigten den ehrlichen und gesitteten Mann an. Nach einigen

*) Man wird mir diesen Provinzialismus, dessen Bedeutung aus dem Gegensatz erhellt, so wie einige andere willkührliche Wörter zu gut halten, da mir dafür keine schon angenommene gleichbedeutende bekannt sind. So würde der Ausdruck redselig den Begriff des Wortes Vorlaut nicht erschöpfen.

gen Erkundigungen, die Rewiz von dem Privatleben des verdienstvollen bayrischen Geschichtforschers, Westenrieder einzog, fiel das Gespräch auf den Nachtheil, den München durch die Abwesenheit des Hofes litte, welches dem Linar Anlaß gab, der Gerüchte, die im Auslande von den Ursachen der schleunigen Abreise des Churfürsten liefen, zu erwähnen. Rewiz erklärte, daß er sie für ungegründet halte. Wiburg, welcher vermuthete, daß der Kammerherr besser von der Sache unterrichtet zu seyn wünschte, und dem es vorzüglich darum zu thun war, das, was er war, nicht zu scheinen, vertraute ihm, daß man die Entfernung des Churfürsten dem Einflusse des P. Frank ingeheim beilege; der Beichtvater habe sich wegen ehmaliger Verbindungen nach Manheim zurückgesehnt, verschiedene anonymische Briefe an den Churfürsten mit den heftigsten Drohungen veranstaltet, und das ängstige Gewissen dieses Fürsten über die Trennung von seiner Gemahlin bestürmt; nachdem Carl Theodor durch die beichtväterliche Vorstellungen und die Furcht, die in ihm die drohende Briefe erregt hatten, zu dem Entschlusse, die Residenz zu verändern, gebracht worden sey; ha-

de P. Frank ihm gerathen, unvermuthet und ohne alle Zurüstung abzureisen, um den Einwürfen der bayrischen Stände zuvorzukommen.

Wiburg erreichte durch dieses aus der Luft gegriffene Märchen seine Absicht. Rewiz ließ es sich zwar nicht aufbinden, aber er hatte auch nicht den entferntesten Verdacht gegen Wiburgs Ehrlichkeit, und besonders hielt er ihn für das nicht, was er war, ob er gleich gehört hatte, daß zu München mancher nicht die Person sey, die er vorstellte. Der geheime Hofrath that ihm nun die gleiche Anerbietung, die er schon dem Grafen gemacht hatte; er bat ihn, ihm zu sagen, worauf er zu München sein vorzügliches Augenmerk gerichtet habe; laßen Sie mich, fügte er hinzu, Ihren Cicero seyn; haben Sie die Güte, mir nicht nur die Sachen, sondern auch die Personen zu nennen, die sie hier zu kennen wünschen; ausser dem Vergnügen, das ich daran finde, einen Fremden zu verbinden, bin ich es auch des Herrn von Oberndorf Excellenz schuldig, einem seiner Freunde zu nützen. Rewiz hatte dem General St . . . der den andern Tag abreissen wollte, versprochen, bei ihm zu bleiben; er entschul-

digte

digte sich daher gegen Wiburg, und versicherte ihn, daß er ihm morgen seinen Besuch abstatten würde. Nun gieng dieser mit Linar allein, um ihm einige Merkwürdigkeiten zu zeigen.

Sie näherten sich bereits Wiburgs Wohnung, als sie an einem ansehnlichen Gebäude vorbeigiengen. Hier versammelt sich gewöhnlich, sagte Wiburg, eine Abart von Freimäurern. In Ihrem Lande, (denn ich denke, daß sie, wie ihr Herr Oheim, ein Wirtemberger sind) kennen Sie die wahre nicht, aber dafür auch nicht die unächte, deren Anzahl weit die größre ist. Ich bin, versetzt Linar, kein gebohrner Wirtemberger; aber ich habe dem Herzog, in deßen Karlsschule ich erzogen worden bin, so viel zu danken, als irgend einer seiner Unterthanen. Wiburg, der itzt sein Haus erreicht hatte, ersuchte den Grafen, noch einige Augenblicke bei ihm zu verweilen. Sie traffen die scheue Elise im Zimmer an; Wiburg hieß sie durch einen Wink bleiben; sie hatte eine Frauenzimmerarbeit unter den Händen. Wir sprachen von den Freimäurern, sagte Wiburg, und daß in Wirtemberg keine Loge mehr blühe. In der That ist nicht jeder Fürst diesem geheimen Orden

den gewogen. Auch Friederich der Einzige war es nicht, obgleich selber ein Freimäurer, der große Kaiser der Deutschen liebt ihn auch nicht.

Linar. Aber da der bekannte Zweck der Freimäurer ist, Gutes zu thun, so sollte man glauben, daß Fürsten von so hohen Einsichten, diesen Orden nicht allein schützen, sondern ihn auch kräftig unterstützen würden.

Wiburg. Graf, ich rede mit einem rechtschaffenen Kavaliere. Wundern Sie Sich nicht über die Abneigung großer Fürsten gegen die Freimäurer. Selten steigt ein mächtiger Beherrscher gern, zu vollkommener Gleichheit, mit seinem Unterthanen hinab, und dieß müßte er in der Loge thun; hier verschwindet seine Hoheit; er ist bloßer Bruder der übrigen Mitglieder, die das Recht, ja die Verbindlichkeit haben, ihn in öffentlicher Loge wegen seiner Fehler zu bestrafen. Kann ein regierender Herr, der immer nur zu tadeln gewohnt ist, nie selber getadelt, sondern immer, auch wenn er fehlt, vergöttert wird, eine solche Demüthigung ertragen?

Linar. Dazu gehört freilich muthige Seelengröße, viele Selbstverläugnung, bei welcher aber

aber der Fürst den wesentlichsten Vortheil finden würde; die Wahrheit, die ihn sonst überall flieht, käme ihm in der Loge entgegen, machte ihn weiser und dadurch grösser.

Wiburg. Setzen Sie hinzu, und sein Volk glücklicher. Die kindische Ehre, Fürsten unter seine Mitbürger zu zählen, reizt den Freimaurer nicht; er wünscht eben so wenig, als Damon und Pythias, einen Monarchen in den Bund seiner Freundschaft aufzunehmen, wenn er nicht von der Tugend, oder wenigstens von dem ernstlichen Vorsatze desselben, tugendhaft zu werden, überzeugt ist; aber wegen des allbelebenden Einflusses, den ein Fürst in die Denkart seines Volkes hat, liegt dem Freimaurer unendlich viel daran, auch Regenten seinem Orden beizugesellen; wie weit schleunigere Schritte würde die Vervollkommnung des menschlichen Geschlechtes machen, wenn sie bei den Beherrschern der Nationen ihren Anfang nehmen könnte!

Linar. Aber noch einen mächtigeren Einfluß, als der Fürst selber, hat auf eine Nation die liebenswürdigere Helfte des menschlichen Geschlechtes, und doch schließt sie der Frei-

maurer

maurer von seinem Orden aus. Sie werden mir zugeben, gnädiges Fräulein, daß diese Handlungsart des Ordens weder seiner übrigen Weisheit, noch besonders der Gerechtigkeit gemäs ist.

Elise. die Ursache ist vermuthlich diese, daß die Freimaurer nicht aufhören Männer zu seyn. Mein Oheim sprach vorher von der Gleichheit aller Mitglieder, die folglich sich auch auf unser Geschlecht erstrecken müßte; nun würde es diesen Herren zu schwer fallen, der Herrschaft, die sich das männliche Geschlecht über das weibliche anmaßt, auch nur auf wenige Stunden in der Loge zu entsagen.

Linar. Wie boshaft Sie sind, schönes Fräulein! Aber Sie werden nie im Fall seyn, daß ein Mann über sie herrsche; wer würde sich nicht glücklich schätzen, Ihnen zu gehorchen? Eben weil ich von der Herrschaft des schönen Geschlechtes überzeugt bin, sagte ich, daß die Freimaurer durch dasselbe weit mehr ausrichten würden. Und ich gestehe Ihnen, Herr Geheimer Hofrath, daß ich nicht einsehe, was die Freimaurer hindert, ein Geschlecht in ihren Orden aufzunehmen, welches Plato zur Regie-

rung

rung der Staaten, zur Anführung der Kriegsheere rief; In der That haben sich wenige Fürsten grösser gezeigt, als Semiramis, Dido, Elisabeth; und unter den izt regirenden, so groß deren einige sind, herscht mit gleichem Ruhm Katharina. Warum sollte nicht auch der Thurm der Weisheit, den die Freimaurer erbauen, durch die Handanlegung des schönen Geschlechtes früher und eben so gewis die erwünschte Höhe erreichen, die unter weiblichem Scepter einige Staaten erlangt haben?

Wiburg. Ich fürchte, daß es dabei gehen möchte, wie bei Erbauung des babylonischen Thurmes; die Sprachen würden sich verwirren. Die Fürstinnen, die Sie nannten, sind Ausnahmen, sind Viragines, die von dem Himmel Männerseelen erhalten haben.

Linar. Die Seelen haben kein Geschlecht; daher kann auch kein geringeres Maas von Verstandeskräften der Grund von der Ausschliessung des schönen Geschlechtes aus dem Freimaurerorden seyn.

Wiburg. Aber unter andern Gründen die nöthigen Verschwiegenheit, die dem Frauenzimmer

mer mangelt. Ein Zweig der vielen Freimaurerorden giebt sich den Namen der Ritter der Verschwiegenheit; gestehe es, liebe Elise, du würdest ihn nicht ohne Schamröthe tragen.

Elise. Erst dann würde ich erröthen, mein Oheim, wenn ich ihn zu verdienen aufgehört hätte, und ich weiß nicht, warum diese Schande mir, oder jedem andern Frauenzimmer eher zustossen sollte, als so manchem flatterhaften Jüngling, welcher Freimaurer ist.

Einar. Das gnädige Fräulein hat alles Recht, dieses zu sagen. Ich bin von der Ungerechtigkeit der Klagen über die weibliche Schwazhaftigkeit überzeugt. Man hat Beispiele, daß Frauen bei der Bewahrung eines Geheimnisses die gröste Standhaftigkeit ausgeübt haben. Einer *Athenienserin* wollte ein Tyrann das ihr vertraute Geheimnis durch die entsetzlichste Martern entreissen; sie schnitt sich endlich die Zunge ab und spye sie dem Tyrannen ins Gesicht.

Wiburg. Daran hat sie klug gethan; diese Zunge würde ihrer weiblichen Natur nach einen schlimmen Streich gespielt haben. Sehen

Sie

Sie dann nicht, werthester Graf, daß sie sich eben deswegen die Zunge abschnitte; weil sie fühlte, daß sie nicht länger schweigen könnte? Und dann, wenn es auf Beispiele ankömmt, so lassen Sie mich Ihrer Griechin nur zwei Römerinnen entgegensetzen; die eine posaunte das Mährchen aus, das man ihr von einer Berathschlagung des Senates, welches besser sey, einem Manne zwei Frauen, oder einer Frau zwey Männer zu zuerkennen? unter dem Siegel des tiefsten Stilschweigens vertraut hatte; der andern hatte ihr Mann Fulvius den Vorsatz Augusts wegen der Thronfolge entdeckt; niemand durfte ihn weniger erfahren, als Livia, und eben dieser hinterbrachte sie ihn mit der größten Eilfertigkeit.

Linar. Das letzte Beispiel trift die Männer wenigstens eben so viel. Fulvius hätte seiner Frau, der geschwäzigsten zu Rom nach ihrem eigenen Geständnis, des Kaysers Absicht nicht mittheilen sollen. Ueberhaupt aber können Beispiele weiblicher Schwazhaftigkeit nichts gegen das ganze Geschlecht beweissen. Die Geschichte ist voll von Geheimnissen, die durch Männer verrathen worden sind.

Elise. Sogar die Götterlehre führt die unbesonnenste Schwäzer auf. Mein Oheim besitzt die Geschichte des Sisyphus und Battus in Gemählden.

Linar. Die Griechen und Römer dachten besser von dem Frauenzimmer als wir; sie weihten es in die heiligste Geheimnisse ein; ja, das vornehmste Orakel, bey welchem es den Priestern doch so sehr um ewige Verschwiegenheit zu thun war, hatte zur Hauptperson eine Priesterin, und welche Pythia war je eine Verrätherin?

Wiburg. Vielleicht, Herr Graf, ließe sich aus der grössern Schwachheit des weiblichen Geschlechtes beweisen, daß bei ihm die Gabe der Verschwiegenheit wenistens selten ist, weil sie einen gewissen Grad von Stärke erfodert. Aber die Vorsicht des Freimaures, daß durch kein Frauenzimmer sein Geheimnis bekannt werde, ist nicht die einzige Ursache, warum er dieses Geschlecht nicht zuläßt; die Nachrede, die er sich dadurch bei der Verleumdung gegen die Reinigkeit seiner Logen zugezogen hätte, die Art von Gegenständen, die darin vorkommen, die Zerstreuung, die mitten unter den ernsthaftesten,

der

der Aufmerksamkeit würdigsten Beschäftigungen ein Frauenzimmer hätte veranlassen können, sind andere Gründe dieser Ausschliessung.

Linar. Der letzte Grund kann nur gegen die Schönen gelten, und in dieser Rücksicht hätte freilich das Fräulein Elise für immer auf die Aufnahme in den Orden Verzicht thun müssen.

Elise. Ich würde in einer andern Rücksicht gern allen Logen entsagt haben. Mein Oheim sagt, daß der gute Ruf der Freimaurer durch Vermischung mit Frauenzimmer hätte in Gefahr gerathen können; aber diese Herren dürfen versichert seyn, daß uns unsere Ehre wenigstens eben so theuer ist, als ihnen die ihrige seyn kann, und schon diese einzige Betrachtung hätte uns abgehalten, je eine Loge zu besuchen, wenn man sie uns auch geöfnet hätte.

So schüchtern im Anfang Elise schien, so edelstolz war die Miene, die sie bei der Rechtfertigung ihres Geschlechtes annahm. Ihr erster Anblick hatte den Grafen gerührt; desto leichter gewann iezt ihre Art zu denken und sich auszudrücken seine Achtung. Wiburg bemerkte mit Vergnügen in Linars Betragen den Fortschritt,

den sie in seinem Herzen gemacht hatte; aber er verbarg sorgfältig diese Beobachtung. Da seine Absicht war, in dem Gemüth des Grafen den Wunsch, nach der Aufnahme in den Freimaurer-Orden zu erwecken, und er den Augenblick, wo der Kammerherr abwesend war, für den günstigsten zu Erlangung dieses Zweckes hielt, führte er die Unterredung davon auf eine ungezwungene Art fort, und leitete sie so gut, daß Linar selber ihn bat, ihm so viel, als die Natur des Geheimnisses es zuliesse, von dem Nuzen zu sagen, den ein Freimaurer aus seinem Orden einernde.

Wiburg beschrieb hierauf die ungemeine Vortheile, die man in dieser Verbrüderung vereint finde; das wonnevolle Glück, mit den würdigsten Freunden und weisesten Männern durch die unverletzlichste Bande verknüpft zu werden; die Seligkeit, dergleichen Brüder in allen Welttheilen zu besitzen, und wohin man auch von dem Schicksal verschlagen würde, sie gleich beim ersten Blike ausspähen, und von ihnen die kräftigste Unterstützung erwarten zu können, ohne nur ihre Landes-Sprache zu wissen, weil der Freimaurer eine allgemeine Rede, welche die

Sprache des Herzens genannt zu werden verdiene; er erwähnte die mächtige Verbindungen, in die man mit den höchsten Personen trete, und wies hier auf einen Mann hin, den Linar kennen mußte, und welcher sich durch die hohe Stufen, die er im Orden erreicht, zu einem erhabnen Posten und grossem Reichthume aus dem Mittelstand emporgeschwungen hatte; er sprach von der grossen Kunst zu leben, die man hier erlerne; von den tieffen Kenntnissen, die man nach und nach von geheimen Wissenschaften erhalte, zu deren Besitz man sich umsonst schmeichle, anderswo zu gelangen, als im Freimaurerorden, welcher bis in das innerste Heiligthum der Wahrheit führe; von der dadurch bewirkten Erleuchtung des Verstandes, und Veredlung des Willens; von der entzückenden Würde, Mitarbeiter am menschlichen Wohl zu seyn, das der ächte Freimaurer beständig vor Augen habe, selbst wenn er für das seinige besorgt sey; doch, setzte er hinzu, ich habe Unrecht, daß ich ihrem Verlangen nachgab; lassen Sie mich hier abbrechen; eine längere Entwickelung der mit dem Freimaurerorden verbundenen Vorzüge könnte Sie darnach lüstern machen, und so sehr ich wünschte, daß

Sie derselben theilhaftig würden, so zweifle ich doch an der Einwilligung Ihres Herrn Oheims, der an seinem Hofe keine günstige Meinung von dem Orden gefaßt haben kann; Sie werden, bester Graf, auch ohne Freimaurerei glücklich leben, wenn Sie immer der Religion und Tugend getreu bleiben, und den weisen Rathschlägen ihres Oheims folgen.

Linar, durch diesen Schluß von Wiburgs Rede an die scheinbare Abhängigkeit von seinem Oheim in Elisens Gegenwart erinnert, fand itzt jene zum erstenmal in seinem Leben beschwerlich. Indessen antwortete er, daß ihn sein Oheim zu sehr liebe, um etwas gegen seinen Eintritt in einen Orden einzuwenden, in dessen Schoos er seine Kenntnisse erweitern, seine Glückseligkeit vermehren könnte; da er kein Wirtemberger, und ganz unabhängig sey, falle bei ihm die Hinderniß weg, die seinen Oheim von dem Orden entfernt halte; er hoffe, mit dem geheimen Hofrath sich hierüber noch näher zu erklären.

Während daß Linar bei Wiburg war, erhielt Rewiz von unbekannter Hand diese kleine Zuschrift.

Hoch-

Hochwohlgebohrner Freiherr,

„In den wenigen Augenblicken, während welchen ich Sie an des dirigirenden Herrn Ministers Tafel kennen zu lernen die Ehre hatte, haben sie mir zu viele Achtung eingeflößt, als daß ich Sie für fähig halten könnte, den geringsten Misbrauch von einer Eröfnung zu machen, die ich einem rechtschaffenen Kavalier in Ihrer Lage schuldig zu seyn glaube. Der geheime Hofrath Wiburg, der sich um des jungen Grafen Linar Freundschaft zu bewerben scheint, ist ein verlarvter Jesuit, und einer der arglistigsten Seelenverkäufer dieses zu München herrschenden Ordens. Er hat ein schönes und sittsames Mädgen bei sich, das er für seine Nichte ausgibt, und durch dessen Reize er Jünglinge von Stand desto leichter an sich zieht.“

Folgende Gründe machten dem Kammerherrn die Glaubwürdigkeit dieser Nachricht wahrscheinlich. Von einem Feinde Wiburgs, der diesem schaden wollte, kann sie nicht herrühren; denn welchen persönlichen Nutzen konnte sich Wiburg von Linars Bekanntschaft versprechen? — München ist als der Hauptsitz der Erjesuiten bekannt. — Wiburg nahm den Gra-

sen bei dem ersten Besuche gegen die Illuminaten ein. Mit der Vergleichung dieser Umstände verband Rewiz noch die Betrachtung seines eigenen Verfahrens an der Tafel des Ministers, an welcher er dem Gespräch gegen die Illuminaten auswich, wodurch er sich vielleicht die Zuneigung eines der Mitgeladenen, der ein geheimer Freund der Illuminaten, etwa ein Illuminat selber seyn mochte, erworben hatte. Bald bestärkte ihn in seiner Vermuthung von der Wahrhaftigkeit des Handbriefgens der zurückgekommene Linar noch mehr. Nachdem er mit minder ofnem Gesichte, als gewöhnlich, seinem Oheim ausser den wenigen Merkwürdigkeiten, die er gesehen hatte, das wichtigste aus der Unterhaltung mit Wiburg, dessen Freundschaft er mit der lebhaftesten Wärme schilderte, erzehlt hatte, äusserte er sein Verlangen, Freimaurer zu werden.

Rewiz hatte seinem Neffen mit der freundlichsten Aufmerksamkeit zugehört. Ich danke Ihnen, theuerster Linar, antwortete er, für Ihre Erzehlung und Ihr ununterbrochenes Zutrauen. Erhalten Sie mir Ihre Freundschaft, Linar, und lassen Sie Sich nie darinn irre machen.

machen. Als ihr Oheim liebe ich Sie, wie meinen Sohn; aber der Himmel bewahre mich, mir je deßwegen einen Eingriff in Ihre natürliche Freiheit zu erlauben. Sie hangen ganz von Sich ab, und ich entsage jedem andern Rechte auf sie, das nicht dem blossem Freund auf den Freund zusteht. Der Kammerherr umarmte hier den Grafen, der sich wunderte, seinen Oheim so gerührt zu sehen. Dieser gab ihm das Zettelchen; ich bin kein Freund von anonymen Nachrichten, setzte er hinzu, doch hat man oft dadurch gegründete Warnungen erhalten. Noch stand Linar verwundert über den Innhalt des Briefchens da, als Rewiz ihm die Ursachen anzeigte, aus welchen ihm die Warnung des Unbekannten nicht ganz verwerflich scheine. Je mehr itzt Linar selber das ganze Betragen Wiburgs von dem gestrigen Mittagsmahl an überdachte, desto grösser ward seit der Durchlesung des Zettelchens und den ihm von seinem Oheim angegebenem Bemerkungen sein Mistrauen in des geheimen Hofrathes Redlichkeit. Was noch in ihm hauptsächlich für diese stritt, war, daß Wiburg Freimaurer, und dieser Orden durch edle Gesinnungen bekannt sey. Rewiz bemerkte, daß die

Jesuiten, besonders seit ihrer Aufhebung, sich an die Freimaurer angeschlossen und wirklich in viele Logen eingeschlichen hätten, und daß daher Wiburg leicht ein Freimaurer seyn könne, ohne seine jesuitische Denkungsart abgelegt zu haben; desto nöthiger, sagte er, ist die Behutsamkeit bei dem Eintritt in den Freimaurerorden, je gewisser wirklich manche Loge von verdächtigen unbekannten Obern regiert wird. Linar gestand seinem Oheim, daß er schon seit seinen ersten Jugendjahren die geheime Begierde genährt habe, in einen Orden zu treten, der so viele angesehene Mitglieder zähle, und dessen Geheimnisse für so wichtig gehalten werden.

Rewiz antwortete, daß bei einem Jüngling nichts natürlicher sey, als eine solche Begierde, sowohl weil seine lebhafte und frohe Einbildungskraft ihm von allem, was er nicht sehe, die schönste Gemählde entwerfe, als auch, weil der Trieb zum Neuen unter die Grundtriebe der Seele gerechnet werden könne, und noch stärker sey, wenn dieses Neue den Schein eines wunderbaren Geheimnisses trage: indessen sey er weit entfernt, den Wunsch des Grafen leerer Neugierde beyzulegen, er schreibe ihn viel-

mehr

mehr rühmlichem Streben nach höheren Kenntnissen zu; auch Leibniz sey in Linars Alter aus gleichen Gründen zu Nürnberg in eine geheime Gesellschaft getreten, die den Stein der Weisen gesucht habe, und welche viele Logen zu ihrem Orden gehörig glauben. Die stumme Sprache der Freimaurer, setzte Rewiz hinzu, ihre geheime Schrift, die wieder von dieser verschiedene Hieroglyphen, welches alles ihnen das Ansehen der Weisheit gebe, worinn in Griechenland die Pythagoreer standen; die feierliche Dunkelheit, in welche sie so sorgfältig vor jedem unheiligen Blicke ihre Logen verhüllen, der furchtbare Eid, den sie abfodern, die besondere Aufmerksamkeit, die ihnen das Publikum schenket, die vermeinte Ehre, einem Orden zuzugehören, der viele in grossen Würden stehende Männer unter seinen Gliedern zähle, das graue Alterthum, das er sich beilege, da Christus, Salomo und Hiram, Abraham, Noa, Adam selber, Freimaurer gewesen seyn sollen, dieses alles ist dazu gemacht, eine lebhafte Sehnsucht nach dem Eintrit in diese Gesellschaft zu entflammen. Warum aber zuerst, fuhr Rewiz fort, diese Erdichtung des Alterthums, wenn sie kein Blendwerk seyn soll? Warum

soll

soll gleich der unsichtbaren Kirche, der Freimaurerorden von jeher bestanden haben? da es doch keine hundert und fünfzig Jahre sind, daß er in England gegründet wurde. Der zerbrochene Stein, eine Hieroglyphe desselben, ist Zeuge davon; er deutet den durch Cromwell zertrümmerten Staat an; gegen den tirannischen Protektor war der Orden gerichtet, und nach seiner ersten Absicht eine politische Verbindung. Damal war er noch einfach, und bestand aus drei Graden, die in Frankreich die Armuth der geldgierigen Praetendentischgesinnten verdopvelte; erst in unsern Tagen spaltete ihn der Geist der Zwietracht in vielfache Zweige, erfand eine late und strikte Observanz oder Tempelorden, die bald einander bekriegten; daher die Saint — und Antisaint — Nikaise. die Umstände mochten im Anfang die schreckenvolle Einweihung in dieses Bündnis rechtfertigen; aber wundern darf man sich, daß noch in der Folge, wo die Maurerei einen andern Zweck bekam, die sonderbare Aengstigungen bei der Aufnahme fortwährten, und daß man glaubte, dadurch den Muth und die Standhaftigkeit des Aufnehmlings (recipiendaire) prüfen zu können, der doch voraus wußte, daß alle die

Aben-

Abentheuer, die er zu bestehen hatte, kindische Schreckbilder wären; man versicherte mich, daß diese Ceremonien zuletzt in ein Possenspiel ausgeartet haben, dessen Aufführung nach dem Alter, Stand oder Furchtsamkeit des Aufnehmlings oder nach der Laune des Meisters vom Stuhle bald stärker, bald schwächer gewesen, und itzt viel gelinder sey.

Linar. Vermuthlich ist aber ihre Aufnahme nicht blosse Prüfung der Standhaftigkeit, sondern auch allegorisch. So feiren sie, wenn ich mich nicht irre, bei der Erhebung eines Maurers zur hohen Würde eines Ritters vom Degen, das Andenken der Rückkehr der Juden nach Jerusalem unter Zorobabel oder Serubabel, und das Gedächtnis des Tempelbaues. Dieser typischen Feier entspricht gewis eine antitypische verborgene Begebenheit unserer Zeit; vielleicht daß der neue Freimaurer aus der Knechtschaft der Vorurtheile zu dem Lichte der Freiheit gelangt sey. Ich bilde mir ein, daß selbst ihre Kellen, Schürzen, Sterne, Ordensbänder, Mäntel u. s. w. wahre Hieroglyphen sind, weil sonst dieß alles blosse Gaukelei wäre.

Rewiz. Auch dann bleibt es diese. Die Egyptische, Indische, Griechische Weisen lebten zu einer Zeit, wo die Klugheit erfoderte, gewisse Lehren unter Sinnbildern zu verbergen; itzt, wo man sogar ein System der Natur schreiben durfte, ist es noch vielmehr erlaubt, edle Wahrheiten bekannt zu machen. Eine symbolische Tugendlehre ist lächerlich, es wäre dann, daß sie, wie die Fabel, die Wahrheit mehr zu versinnlichen diente; wenn sie aber diese geflissentlich verdunkelt, so frage ich, welche Tugend, welche Wahrheit bestimmt seyn könne, nur wenigen bekannt zu werden? doch wie sollte der Katechismus der Freimaurer, wie ihr ganzes Lehrgebäude, wenn sie anderst eines besitzen, auch nur eine Wahrheit verhüllen, welche bisher nicht die Vernunft unsere größte Weisen, nicht die heilige Schrift unsere erste Gottesgelehrte gelehrt hätte? Oder strömte ihnen aus dem Orient ihrer Logen das Licht der Vernunft in hellern Strahlen zu? Besitzen sie eine göttlichere Offenbarung, als wir? Aus welcher reicheren Quelle hoher Weisheit konnten sie schöpfen? Jede andere, als die Vernunft und Schrift, ist trüb und bitter, wie die jüdische Kabbala oder die christ-

liche

liche Mystik. Man beschuldigt mehrere Logen, daß sie sich mit der Alchymie und Magie beschäftigen. In diesem Falle müßten die Obere davon Betrüger oder Schwärmer seyn, und dann thun sie freilich klug, ihre Arbeit geheim zu halten. Die Heimlichkeit ist die Begleiterin der Schwachheit, wie der bösen Thaten. Die gute bedürfen der Verborgenheit nicht; denn niemand hindert sie; und nie würde die Weisheit die bedeutende geheimnisvolle Mine der Maurerei annehmen, die ihre Logen mit vielen Umständen verschanzt, um der Welt zu sagen, daß sie die erheblichste Geheimnisse bewahrt. Zwar prahlt die Weisheit nicht mit ihren Werken; aber eben so wenig stellt sie ihr Licht unter einen Scheffel; auch fürchtet der Rechtschaffene nicht, über seinen Geschäften gefunden zu werden; erbietet sich ihm ein Baumeister, jede Seite seines Hauses fremden Augen undurchdringlich zu machen, so antwortet er ihm, daß er es lieber allen Blicken freystellen soll.

Linar. Man weißt aber nicht, daß die Maurer, als solche, sich schlechter Handlungen schuldig machen, und mich dünkt, daß so lang

sie keiner Verbrechen überwiesen werden, man auch ihre Verborgenheit nicht zu ihrem Nachtheil auslegen dürfe.

Rewiz. Ich bürde ihnen kein Verbrechen auf, doch mit Ausnahme derjenigen Maurer, die aus ihrem Orden einen Handlungszweig machen und auf Unkosten der Leichtglaubigkeit ihre Beutel füllen. Mann nennt diese Logen unächt; es würde aber vielleicht den ächten schwer fallen, die Kennzeichen der wahren Maurerei im Gegensatz der falschen anzugeben, wenn nicht die Geldschneiderei das einzige Merkmal der letzten seyn soll. Allein, lieber Linar, es ist nicht genug, daß der Maurer keine Verbrechen begehe; er muß auch Gutes thun.

Linar. die Maurer sind sehr wohlthätig.

Rewiz. Ist es nicht jeder Menschenfreund? Und er ist es freiwillig, durch keine Ordensregel gebunden, da hingegen die maurerische Wohlthätigkeit oft dem einzelnen Maurer bei der Einsammlung starcker Beiträge lästig wird. Der Werth der Wolthätigkeit wird durch die Verschwiegenheit erhöht, aber ein einzeler Rechtschaffener kann diese eben so wohl, als eine gan=

ganze Loge, beobachten. Nie wird eine solche Gesellschaft ihre Gutthaten sorgfältiger verbergen, als z. B. die edelmüthigste ihres Geschlechtes, Franziska? Wiewol bisweilen die Menge ihrer Liebeserweisungen und das dankbare Entzücken der Unterstützten die milde Fürstin verräth. Aber wozu, theurer Linar, braucht es aller der Umstände der Maurerei, um die Wolthätigkeit, oder jede andere Tugend zu empfehlen? Können in ihren Hieroglyphen stärkere Beweggründe dazu liegen, als in der Sittenlehre der Religion und der Vernunft? Schaft sie besser, als das Christenthum, den alten Menschen in einen neuen um? Ich bin mit vielen Maurern bekannt, zum theil vortreflichen Männern, die es aber schon vor ihrem Eintrit in den Orden waren; aber ich kenne keinen, wenn er auch die siebente Stufe erreicht hatte, der aus dem Innersten mit erhabenern Einsichten geschmückt, mehr Herr seiner Leidenschaften hervorgekommen wäre; keinen, der dem Vaterland, der Welt durch grosse Entdeckungen oder hohe Thaten wesentlichere Dienste geleistet hätte, als er ihr auch ohne die Schottische Grade erlangt zu haben, hätte erzeigen können. Und wenn man durch diesen Orden keine tiefere

Kenntnisse erlangt, weil es keine andere Quellen der Weisheit giebt, als das Buch der Natur und die Wissenschaften; wenn der Maurer nicht arbeitsamer, genügsamer, froher, edelmüthiger, mit einem Worte, nicht glüklicher wird, als es jeder Profane durch den richtigen Gebrauch seiner Vernunft und durch gute Erziehung, als es der Christ durch das Wort Gottes werden kann, was hilft die Maurerei, welchen Nutzen, ich will nicht sagen, hat sie in bald anderthalb Jahrhunderten gestiftet, welchen wird sie je stiften können?

Linar. Daß sie, mein theuerster Oheim, die Menschen enger unter einander verbindet, ihren Mitgliedern unter allen Nazionen Freunde verschaft, und für Reisende das beste Empfehlungsschreiben ist.

Rewiz. In dem Augenblick seiner Aufnahme erhält, es ist wahr, der neue Maurer einige hunderttausend Brüder; dieß ist oft der einzige Zweck vieler Aufnehmlinge, denen an ihrer Selbstvervollkommnung wenig liegt. Aber die Bande, die ihn an seine Mitmaurer knüpfen, sind nicht Bande des Herzens und einer freien Wahl, sondern einer gesetzlichen Verpflichtung,

tung, die vielleicht jeder Loge die Hülfleistung gegen einzelne, auch fremde Brüder auflegt, aber keine wahre Freundschaft unter den Maurern erzeugt, weil Achtung und Liebe nicht befohlen werden können. Selten erstreckt sich die maurerische Bruderliebe über die Loge hinaus; Verschiedenheit der Denckart der Neigungen, der Sitten, des Standes und anderer Verhältnisse wiedersetzt sich ihr. Trinkbrüder zwar wird der neue Maurer genug finden, aber vielleicht keinen Freund, der ihn gegen sie warnet; anstatt seine Zeit auf den Reisen zu benutzen, wird er einen großen Theil derselben in den Logen, die oft nichts als Trinkgelage sind, und einen andern Theil ausser denselben mit den ausschweifenden Zechbrüdern verliehren, deren Bekanntschaft er in der Loge gemacht hat, so daß ihm die Maurerei auf der Reise den größten Nachtheil bringt. Wenn er auch von Loge zu Loge irrt, so findet er doch vielleicht keinen Freund, mit welchem sein Herz sympathisire, aber tausend Wollüstlinge, die seine Verachtung verdienen, und denen er, als Bruder, nicht immer ausweichen darf. Ist es nicht hart, sich so viele Brüder müssen aufdringen lassen? Der edle, bis zum Augenblick seiner

Aufnahme tugendhafte Jüngling, der bisher je den schlechten Umgang floh, soll itzt vielen unwürdigen Menschen, die er nie kannte, die Bruderhand reichen. Es sind so bekannte Grundsätze, daß man nie vorsichtig genug in der Wahl seiner Freunde seyn könne, daß man nur sehr wenige und nur solche wählen soll, von deren Rechtschaffenheit, Einsichten und Zuneigung zu uns wir überzeugt seyen, und doch wirft sich der Freimaurer in die Arme von Tausenden, die ihm ganz unbekannt sind. Ich glaube, behaupten zu können, daß ein solcher nicht gekannter Bruder gefährlicher werden kan, als ein bekannter Feind. Auf diese Art wird der Vortheil, den der Reisende aus der Maurerei ziehen kan, durch die Gefahr, die dabei seine Sitten laufen, wenigstens aufgewogen, und jener hört für Jünglinge von vornehmer Herkunft ganz auf; denn diesen fehlt es nie an guten Empfehlungsschreiben und folglich nicht an nützlichen, sicheren Bekanntschaften; allein Sie wissen wohl, lieber Linar, daß ein durch Kenntnisse gebildeter Verstand, Reinigkeit der Sitten, Anstand und Höflichkeit in der ganzen Welt das beste Empfehlungsschreiben sind, und uns nicht nur der Logen, sondern jedermanns Achtung erwerben.

Linar. Erlauben Sie mir, Ihnen eine Anekdote anzuführen, die Sie ohne Zweifel schon gehört haben, und nach welcher die Maurerei einem ihrer Glieder das Leben rettete, welches ihm kein persöhnlicher Vorzug, keine andere Rücksicht erhalten haben würde. In einem Kriege zwischen England und Spanien eroberte der Hauptmann der einen Nation ein Schiff der andern, fand den Befehlshaber desselben tödlich verwundet, und war, wenn ich mich nicht irre, im Begriff, ihn seines übrigen Lebens zu berauben; wenigstens stand er ihm nicht bei. Der sterbende Hauptmann gibt das Zeichen der Maurerei. Sogleich wird aus dem erhitzten Sieger der theilnehmendste Retter; er umarmt den besiegten Feind, ruft alles zu Hülfe, und verschwendet die Mittel zu seiner Wiederherstellung, die wirklich erfolgte.

Rewiz. Diese vermuthlich von den Freimaurern selber verbreitete Nachricht mag wahr seyn. Wenn aber Sie, Linar, obgleich kein Freimaurer, Ihren überwundenen Gegner mit dem Tode ringend gefunden hätten, würden Sie, würde jeder Mensch von Gefühl, jeder Anhänger der Religion, welche die Liebe und

Barmherzigkeit gegen Feinde so sehr einschärft, nicht die schleunigste Maasregeln zum Verband und vollkommener Heilung dieses unglücklichen Offiziers ergriffen haben? Wie? Erst die stumme Sprache der Maurerei mußte den Ueberwinder an die Pflichten der Menschlichkeit erinnern? Oder schränkt sie der Maurer nur auf seine Brüder ein? denn wenn der sterbende Hauptmann kein Maurer war, und er nicht den glücklichen Einfall hatte, zu zeigen, daß er es sey, so war er verlohren.

Linar. Ich gebe Ihnen gern zu, daß die allgemeine Menschenliebe durch die Maurerei nicht aufgehoben werden darf; da aber jene in dem wahrscheinlich sehr rohen Hauptmann zu schwach war, so wirkte diese; die Maurerei half dem Gefühle der Menschlichkeit auf. Uebrigens gestehe ich, liebster Oheim, daß durch Ihre Bemerkungen über diesen Orden das bezauberte Schloß, das ihm meine Einbildungskraft errichtet hatte, fast ganz niedergerissen liegt, und ich nur noch eine Säule davon stehen sehe; diese ist das glänzende Glück einzelner Mitglieder, wie des Grafen von Bluman, das durch die Maurerei gegründet worden ist.

Re=

Rewiz. Ich zweifle, lieber Linar, ob ihr der Graf Blumau mehr als die erste Gelegenheit zu einigen hohen Bekanntschaften zu verdanken habe. Was er ist, ist er durch sich selber geworden; in seiner frühesten Jugend hatte er schon den Vorsatz gefaßt, sich über seine bürgerliche Herkunft zu erheben; er äusserte dieses Vorhaben oft, und hatte es immer vor Augen. Blumau verbindet mit glücklichen Anlagen, Kenntnissen, einem unternehmenden Geiste und guter Denkart auch die angenehme Eigenschaften; lebhaft, zuvorkommend, einnehmend, geschmeidig konnte er der Dame Fortuna nicht misfallen; er belauschte den günstigen Augenblick, und die Schäferstunde schlug für ihn.

Linar. Ich begreiffe, daß dieser Graf durch ausdaurendes Bestreben, und durch die Empfehlung fürstlicher und anderer hoher Personen, deren Gunst er auf eine geschickte Art zu benuzen wußte, sich zu der erhabnen Stelle schwingen konnte, die er izt mit Würde behauptet; allein aus welcher anderen Quelle, als aus der Maurerei, können seine beträchtliche Einkünfte fliessen?

Rewiz. Nie würden die Maurer auf ihre Kosten, ohne den mindesten Nutzen für den Orden, einen Bruder während vielen Jahren in einem solchen Ueberfluß erhalten. Doch gab auch zu diesem reichen Einkommen, ohne welches Blumau in einem niedrigeren Posten hätte verharren müssen, die Maurerei den ersten Anlaß. Man hat schon viele Muthmassungen gewagt, das Räthsel aufzulösen; vielleicht kömmt die folgende der Wahrheit am nächsten. Man weiß, daß der Graf von Moisi der eigentliche Beförderer des Grafen Blumau war. Moisi war ein Mann von grossen Talenten, aber von noch geringerer Geburt als Blumau; nach einer sonderbaren Abwechselung von Schicksalen, hatte er sich durch die Ueberlegenheit seiner Einsichten in den Fächern der Finanz- und Handlungswissenschaft bis an das Ruder eines auswärtigen Staates emporgearbeitet. Blumau, den er in der Loge kennen gelernt hatte, gewann seinen ganzen Beifall, und wurde von ihm zu einem rühmlichen Posten empfohlen. Der Staatsminister hatte in der Loge die Bekanntschaft einiger der vornehmsten Exjesuiten gemacht; ihre erloschene Gesellschaft, die aus den eingezogenen Klöstern unermeßliche Summen geflüchtet

hat-

hatte, war in Verlegenheit, um einen Theil derselben eben so geheim, und sicher anzulegen, als sie es vielleicht in andern Nordischen Staaten bereits gethan hatte. Es ist ihr Grundsatz, ihre grosse Schätze zu zerstreuen, theils um sich die Potentaten mehrerer Reiche zu Freunden zu machen, und auch einigen Einfluß darinn zu erhalten, theils um nie alles verlieren zu können. Moisi, der das Vertrauen dieser Väter, oder vielmehr dieser Brüder besaß, benutzte für den Staat, dessen zerrüttete Haushaltung er wieder in Ordnung bringen sollte, für sich und für seinen Freund Blumau, den glücklichen Zufall. Er entlehnte für geringere Zinse von der Gesellschaft mehrere Millionen, womit er die drückendste Staatsschulden abtrug, und Handlungsentwürfe ausführte, die auf das wahre Wohl des Reiches abzielten. Zugleich rieth er den exjesuitischen Brüdern, sich dem Grafen Blumau zu eröfnen, auf dessen Rechtschaffenheit sie sich verlassen dürften, und welcher sowohl bei mehreren Fürsten, die er zu sprechen Gelegenheit haben würde, als anderswo, ihr Geld gut unterbringen könnte. Dieß geschah unter vortheilhaften Bedingungen für Blumau, der in öffentlichen Fonds, grossen und sicheren

Handlungshäusern, bei einigen Prinzen, auch auf Gewinn und Verlust in blühenden Fabriken und auf Schiffen eine bis zwei Millionen anbrachte, für deren Verwaltung ihm ungefehr der dritte Theil der Zinse oder des Nutzens, den sie abwerfen, zugesichert wurde. Da Blumau sehr thätig und uneigennützig ist, und die Gesellschaft mit ihm zufrieden zu seyn Ursache haben wird, so kann diese Quelle von Einkünften für ihn nicht versiegen; eher wird sie durch das Zutrauen der Exjesuiten in ihn, welches wahrscheinlich in der Folge wachsen wird, noch ergiebiger werden. Dieß ist aber der einzige Verkehr, den Blumau mit dem erloschenen Orden hat; die Gelehrte, die ihn in öffentlichen Blättern für ein Werkzeug ausgaben, durch welches jene Gesellschaft die Katholizität befördern wollte, scheinen weder den Grafen, noch die Exjesuiten zu kennen.

Linar. So wie Sie, liebster Oheim, die Ursachen von der Erhebung des Grafen von Blumau entwickeln, rührt sie eigentlich von einem günstigen Zufalle her, den ihm aber die Maurerei in die Hände spielte. Allein wenn diese weder das Wohl der Menschheit über-

haupt,

haupt, noch das Glück der einzelnen Brüder gründet, woher kömmt es, daß der Orden so viele vernünftige Männer unter seinen Mitgliedern zählt?

Rewiz. Weil sie zu der Zeit ihres Eintritts größtentheils jung waren, und auch, weil vernünftige Männer nicht immer überlegt handeln. Gehört nicht, werther Linar, ein zimlich grosser Grad von Unbesonnenheit dazu, sich in eine Gesellschaft aufnehmen zu lassen, von deren Grundsäzen, Beschäftigungen und Zweck man gar keinen Begriff hat? denn die Männer, von denen Sie reden, konnten nur diese zwei Umstände davon wissen, die tiefe Nacht, worinn der Orden sein Geheimnis begräbt, und daß andere verehrungswürdige Männer, die sie kannten, dazu gehörten. Folglich hielten sie auf das blosse Ansehen dieser vornehmen, und wenn Sie wollen, einsichtsvollen tugendhaften Maurer den Orden für weise und beglük.nd. Der Köhlerglaube ist weniger ungereimt, als ein solches Vertrauen in eine ganz unbekannte Gesellschaft. Wenn der Katholik einem Lehrsaz beitrit, weil ihn seine Kirche glaubt, so ist er doch von dem Gegen-

stand,

stand, wenn gleich nicht von dem Grund seines Glaubens, unterrichtet; der Maurer erfährt auch jenen nicht, kann ihn nie erfahren, weil das ganze Geheimnis des Ordens in der Kunst besteht, die Erwartung der schwächeren Mitglieder immer gespannt zu halten; denn man kann doch nicht mit dem Namen der Geheimnisse die elende Geisterberufungen und andere magische Taschenspielereien ehren, die hie und da ein mit höheren Kenntnissen begabter Maurer treibt, und welche auch den Grafen von Blumau, dessen Fach die Experimentalphysik nicht ist, in Italien, wohin er als Abgesandter einer sächsischen Loge geschickt war, so sehr geblendet haben sollen. Wie stimmt ferner, lieber Linar, mit der Klugheit eines vernünftigen Mannes die Verbindlichkeit überein, die er bei seiner Aufnahme in den Orden übernimmt, und wovon er gar nicht weiß, worinn sie bestehen werde?

Linar. Desto besser für den Aufnehmling; er darf pönitiren, weil das Objekt seines Versprechens unbestimmt war.

Rewiz. Eine ganze Gesellschaft ist furchtbarer als ein einzelner Promissar; es ist gefährlich,

lich, ihren Haß auf sich zu laden. Und doch sind vielleicht die Foderungen der Maurerei härter, als man weißt, vielleicht unterwirft sie den neuen Bruder bekannten oder unbekannten gebieterischen Oberen, und legt ihm das Joch eines schweren Gehorsams, stiller Ehrfurcht und blinden Glaubens an ihre ewigverborgene Geheimnisse auf.

Linar. Wenn auch dieses nicht ist, so bindet sie ihn wenigstens durch den Eid der Verschwiegenheit, ohne daß er vorher weißt, ob sich das Stillschweigen, das er ihr zuschwört, mit den Pflichten des Christen und Bürgers vertrage.

Rewiz. Vergeben Sie; der Aufnehmling erhält, ehe ihm der Eid abgefodert wird, die Versicherung, daß die Maurerei nichts gegen die Religion und den Staat in sich fasse, und gesezt, daß er diese Zusage in der Folge ungegründet fände, und er sich zu unerlaubten Handlungen, oder zu strafbarer Verschwiegenheit hätte verpflichten müssen, so wäre der Eid an sich ungültig.

Linar. Diese Erklärung des Ordens, welche er dem aufzunehmenden Mitglied giebt,

daß

daß seine Einrichtung weder dem Christenthum noch der vaterländischen Verfassung widerstrebe, beweißt wenigstens, daß die Maurerei nichts böses enthalte, welches Sie, mein liebster Oheim, auch nicht sagten. Man kan dieses aus einem andern für den Orden günstigen Umstand, aus der Beharrlichkeit der rechtschaffenen Männer in demselben schliessen; ich glaube sogar, daraus folgern zu dürfen, daß in der Maurerei wirklich viel Gutes liegen müsse.

Rewiz. Diese Folgerung, lieber Linar, würde zu eilfertig seyn. Der Rechtschaffene kann Freimaurer bleiben, so bald dieser Orden nichts pflichtwidriges in sich begreift, wenn auch nicht das geringste positive Gute damit verbunden wäre; aber ich spreche dieses der Maurerei nicht ab; nur glaube ich, daß ihr Gutes ihr nicht ausschliessend eigen, nicht jedem Profanen fremd sey, daß ihre Geheimnissucht und die Menge ihrer Umstände ins Kleinliche fallen, unnütze und zeitverderbend seyen, und daß der Besuch der Logen schädliche Folgen nach sich ziehen könne. Uebrigens kann ein redlicher Maurer durch viele Rüksichten bewogen werden, im Orden zu beharren; durch die Furcht, er möchte denselben

ben durch seinen Abfall beleidigen, bei dem Publikum eine nachtheilige und doch unverdiente Meinung von der Maurerei erweken, oder sich selber in den Verdacht der Unbeständigkeit setzen; durch falsche Schaam, die ihn abhält, das in seinem Austrit liegende laute Bekenntnis abzulegen, daß er unbedachtsam gehandelt habe, ie dem Orden beizutreten; durch täuschende Erwartungen, womit man seine gutherzige zur Schwärmerei geneigte Leichtglaubigkett auf die wissenswürdigste und beseligendste Kenntnisse hin weißt, die man ihm in der Zukunft mittheilen werde; durch das wichtige Ansehen, das er bei seinen Mitbürgern zu erhalten wähnt, wenn sie in ihm den Bruder der vornehmsten Männer, den Theilhaber der undurchdringlichsten Geheimnisse bewundern; vielleicht auch durch die Klubbs oder pique-niques, an die er sich gewöhnt hat, und woran er grosses Vergnügen findet. Daß eigentlich dergleichen Gründe, mehr als das im Orden befindliche Gute, manchen ehrlichen Maurer darinn zurückhalten, wird mir auch daher wahrscheinlich, weil so viele andere edle Männer, deren Lage die unabhängigste ist, zwar dem Orden nicht ausdrücklich entsagen, welches ihnen ihre Klugheit nicht gestattet hät-

te,

te, aber doch selten oder nie die Loge mehr besuchen, ein Beweis, daß sie daselbst keine hinlängliche Nahrung für ihren Geist und ihr Herz antreffen und der geringfügigen Beschäftigungen darinn überdrüßig geworden sind; vielleicht auch, daß der Anstoß, den sie vielen wider den Orden zu sehr eingenommenen Personen durch ihre häufige Besuche in der Loge gaben, und die Besorgnis, durch ihre Anhänglichkeit daran der Jugend eine grössere Begirde nach der Maurerei einzuflössen, wo nicht gar die Ahndung eines ganz andern Zweckes, als den man ihnen vorgestelt hatte, dazu beitrugen, sich von der Loge immer mehr entfernt zu halten. Viele Maurer traten wegen des für sie zu grossen Aufwandes zurück; aber von solchen rede ich nicht.

Am Ende dieser Unterredung bereute Linar, sein Verlangen, in die Maurerei eingeweiht zu werden, dem geheimen Hofrath von Wiburg eröfnet zu haben.

Rewiz ließ diese Stimmung seines Gemüthes nicht ungenuzt. Die Begirden eines Jünglinges, sagte er zu ihm, sind fast immer zu heftig und voreilig, oft desto stärker, je dunkeler der Begrift ist den er von dem Gegenstand seiner

Wün-

Wünsche hat; so wenig wahr ist der Saz, daß man nach dem, was man nicht kennt, sich nicht sehne. Auch ein sonst denkender Jüngling, wie mein Linar nimmt bei wichtigen Schritten sich oft die Zeit nicht, die lebhafte Aeusserungen seines lüsternen Willens der ruhigen Prüfung seiner eigenen Vernunft oder dem Urtheil eines treuen Freundes zu unterwerfen. Man darf, es ist wahr, von dem feurigen Alter der Leidenschaften nicht die kalte Ueberlegung der mänlichen Jahre erwarten; aber um so grösser und edler ist der Jüngling, der diese besizt, und dessen Handlungen weniger dem Strome seines Blutes und den Eingebungen einer erhizten Einbildungskraft, als der freien Leitung des Verstandes, folgen. Ihn wird der Schein nicht so leicht trügen, da hingegen der gewöhnliche Jüngling, nicht selten, wie ein Man handelt, der ein Haus wegen seiner glänzenden Aussenseite kauft, weil er von ihr auf das Innere schloß, und zu träg war, dieses näher zu untersuchen. Wie zu viele Erfahrung den alten Mann mistrauisch macht, so ist der unerfahrne Jüngling leichtgläubig; was ihm, um ihn in sein Neze zu ziehen, ein listiger Verführer vorspiegelt, ergreift er mit gieriger Zuversicht, weil

die Beschreibung des Betrügers den reizenden Vorstellungen seiner lachenden Phantasie entspricht, so wie sich oft ein Frauenzimmer von den Schmeicheleien ihres Liebhabers bethören lässet, weil diese mit den Begriffen übereinstimmen, die sie selber sich von ihren Annehmlichkeiten gebildet hat. Es ist ungewis, ob Wiburg Sie wirklich berüken wollte; wenn aber dieses seine Absicht war, so haben Sie ihm wenigstens seinen Raub nicht sehr erschwert; Sie hätten ihm, lieber Linar, Ihr Vertrauen geschenkt, wenn nicht Ihr gutes Herz Sie bei Zeiten erinert hätte, daß Sie, ohne unbillig zu seyn, es einem ältern Freund nicht entziehen, noch ihm eine so bedenkliche Entschliessung vorenthalten konnten, als es der Beitrit zur Maurerei, besonders in unsern Tagen ist. Mancher leichtsinnige Jüngling opfert seinen bewährten Freund einem unbekanten Fremden auf; Sie, mein Linar, sind gesezter und gerechter; Sie wissen, daß Ihr Oheim, der niemand mehr, als Sie, liebt, Ihr Wohl eben so sehr als sein eigenes sucht, und Sie sind auch bescheiden genug zu glauben, daß niemand mehr, als ein Jüngling, eines Freundes bedarf, dessen reiffere Erfahrung den Mangel der seinigen ergänze,

und

und daß man in Ihrem Alter nicht mit immer steter Hand das Ruder seiner Vernunft führt.

Halten Sie, theuerster Oheim, es immer von der meinigen, versezte Linar; so eben sah ich, wie sehr sie noch wankt. Der junge Graf, dem Wiburg so viele Achtung eingeflößt hatte, gieng izt, auf den wider ihn gefaßten Argwohn, zu ganz entgegengesezten Gesinnungen über; selbst gegen die vermuthlich unschuldige Nichte des geheimen Hofrathes stieg in ihm ein geheimer Widerwille auf. Dieser Zustand seines Gemüthes, mehr als die Verlegenheit, in welcher er sich, in Rücksicht auf seine vorige Sehnsucht nach der Maurerei, gegen Wiburg befand, und woraus er sich durch die jedesmalige Begleitung seines Oheims hätte ziehen können, erzeugte in ihm den Wunsch, München gleich den andern Tag zu verlassen. Rewiz war desto geneigter, ihn zu erfüllen, als sein Vetter, der General St., zu der gleichen Zeit abzureisen gesonnen war. Sie verabschiedeten sich am folgenden Morgen bei dem dirigirenden Minister, und schickten im Augenblick, da sie wegfuhren, dem geheimen Hofrath ein Abschiedsbillet zu, mit dem Beisaze, daß eine von Stuttgart erhaltene Nachricht ihre Abreise beschleuniget habe.

Nach ihrer Ankunft zu Wien brannte Linar vor Ungedult, den grossen Kaiser der Deutschen zu sehen; dieser wirksamste der Monarchen, den die Nachwelt, der bisherigen den Fürsten verschwendeten Beinamen müde, mit so vieler Wahrheit **Joseph den Thätigen** nennen wird, war auf dem Wege der Genesung von einer Krankheit, die er sich durch zu grosse Anstrengung im Feldzuge gegen die Türken zugezogen hatte; er durfte das Zimmer noch nicht verlassen. Wir wollen inzwischen, sagte Rewiz, ihn in den Werken seiner Weisheit bewundern. Ohne alles zu sehen, was Nicolai in seiner vollständigen Beschreibung der Kaiserstadt aufgezeichnet hat, hatten sie diese doch schon bei demersten Entwurf von ihrer Reise zum vorzüglichsten Leitfaden genommen, und zogen sie an jedem Morgen zu Rath. Gleich am zweyten Tag stiessen sie auf eine unglückliche Truppe von Verbrechern, die nach Ungarn zum Schifziehen abgehen sollte. Beide eilten, ihnen zu ihrer Erquikung einige Thaler zu geben und entfernten sich. Linar, die Augen mit Thränen benezt, bejammerte das Schicksal dieser Leute; es wird, sagte er, weit härter seyn, als das Loos des elendesten Sklaven; der Herr des lez-

ten ist auch aus Eigennuz auf seine Erhaltung bedacht; aber welch ein qualvolles Leben werden nicht diese Missethäter schleppen, glücklich, wenn bald der Tod ihre Martern endiget!

Rewiz. Warum solte, lieber Linar, der Zustand eines Sklaven nicht weit gelinder seyn? Meistens ist er unschuldig; durch fremde Raubsucht hat er seine Freiheit verlohren, und der Mann, der sie ihm nahm, solte an seiner Stelle leiden. Aber diese zum Schifziehen verdammte Verbrecher, die Sie mehr, als den Sklaven, bedauren, waren Störer der öffentlichen Glückseligkeit, die man in einem andern Lande mit dem Tod bestraft haben würde.

Linar. Diese Todesstrafe würde für sie minder peinlich gewesen seyn; freilich belegt Joseph keinen Missethäter damit. Glauben Sie nicht, theuerster Oheim, daß dieser weise Fürst die Todesstrafen abgeschaft habe, weil er ihre Unrechtmäßigkeit einsah? denn ich gestehe, daß ich an ihrer Gültigkeit zweifle.

Rewiz. Wer wollte dem Regenten oder dem Staat das Recht über das Leben grosser Missethäter absprechen. Beleidigt den Frevler die von ihm beleidigte Gesellschaft, wenn sie ihm

nach Gesetzen, die ihm bekannt waren, den Tod zuerkennt?

Linar. Mich dünkt es; durch den gesellschaftlichen Vertrag erhielt sie auf die einzelen Mitglieder kein Recht, als welches ihr diese übertragen konnten. Zwar ist im ursprünglichen Stande der Mensch Herr über sein Leben; aber der Christ ist es nicht, und kann also als solcher dem Staat kein Recht darauf einräumen; daher beleidigt jede Oberherrschaft, die es sich anmaßt, in dieser Rücksicht den Bürger, den sie zum Tod verdammt.

Rewiz. Aber Gott hat ein unumschränktes Recht über unser Leben, und er selber gab der Obrigkeit das Schwerd, das sie als Dienerin seiner Strafgerechtigkeit trägt. Auch hat der Kaiser nie auf den Gebrauch davon Verzicht gethan; seine Gnade, ein von edler Empfindlichkeit herrührender Abscheu gegen Vergiessung des Menschenblutes, die Absicht, durch die Arbeit der Missethäter dem Staat den Schaden, den sie dem Unterthanen zugefügt haben, wieder zu ersetzen, die mögliche Besserung der Schuldigen, vielleicht auch der Gedanke, ver-

dammt

dammte Unschuldige retten zu können, wenn die Zukunft den unwillkührlichen Irrthum ihrer Richter aufdecken sollte, sind hinlängliche Gründe, die den erhabenen Monarchen bestimmen konnten, nur äusserst selten mit dem Tod zu bestrafen.

Linar. Aber nach allen davon erhaltenen Nachrichten ist das Schifziehen ein langsamer und eben deßwegen desto härterer Tod; in Vergleichung mit demselben wär die schnelle Hinrichtung eine Wohlthat.

Rewiz. Ich halte diese Nachrichten für übertrieben, und das häufige und frühe Sterben dieser Unglücklichen für zufällig; wenigstens ist es die Absicht des Kaisers nicht. Seine Gerechtigkeit und Vaterliebe, die auch der ruchloseste Verbrecher noch anrufen darf, werden, wenn es nicht bereits geschehen ist, die Strenge dieser Strafen noch mildern, und sie mit der Schuld, dem Alter, der Gesundheit und den Kräften der Verbrecher in ein so genaues Verhältnis setzen, als es sich nach der Erfahrung mehrerer Jahre wird bestimmen lassen.

Schon am dritten Tage ihres Aufenthaltes zu Wien, hatten Rewiz und Linar die besondere

Ehre, durch den Wirtembergischen Minister, Freiherrn von Bühler, einen noch jungen vortreflichen Mann, der Erbgrosprinzeßin vorgestellt zu werden. Diese durch ihre Leutseligkeit nicht minder, als durch ihre übrige Vorzüge bezaubernde Fürstin, empfieng sie mit der herablassensten Güte. Drei Tage vorher hatte im Augarten einer der rohesten kaiserlichen Offiziere einen andern sehr würdigen im Zweikampfe erlegt. Der Monarch, welcher mit eben dem Muth, womit er gegen Barbaren focht, auch die Barbarei der Vorurtheile bestreitet, die er hauptsächlich durch Vorstellungen der Vernunft zu bezwingen sucht, setzte den Preis von einem militärischen Orden, auf die beste Abhandlung über die Frage: Kann der Zweikampf durch hinlängliche Gründe gerechtfertigt werden? Und wenn er es nicht kann, welches ist die schicklichste Strafe für den Uebertreter? Nur der junge zu Wien befindliche einheimische und fremde Adel vom achzehnten bis zum dreissigsten Jahr wurde zum Wettkampf eingeladen; die Schriften mußten schon nach vierzehn Tagen eingeschickt, die Namen der Verfasser versigelt beigelegt, und der Orden sollte nach vier Wochen dem Sieger umgehängt werden; der

Kai-

Kaiser hatte 6 adeliche Richter ernannt; diese waren vier Stabsoffiziere von bekannten Einsichten, ein Rechtsgelehrter und ein Philosoph. Die Hofzeitung, die diese Preisfrage ankündete, war so eben erschienen; die Prinzessin las sie in dem Augenblick, da die drei Kavaliere um die Erlaubnis, ihr aufzuwarten bitten liessen, und legte sie bei ihrem Eintrit auf ein nahes Mahagonitischgen. Von ungefehr warf sie die Augen darauf, und da sie hörte, daß Linar in der hohen Karlsschule zu Stutgart erzogen worden war, sagte sie zu ihm, auf die huldreicheste Art, daß sich ihm wirklich eine rühmliche Gelegenheit darbiete, der Erziehungsanstalt ihres Herrn Oheims Ehre zu machen; sie ermunterte ihn alsdenn zu einer Ausarbeitung über den obigen Gegenstand; welches Vergnügen, setzte sie hinzu, würde meinem Oheim die Nachricht gewähren, daß ein Zögling der Karlsschule den Sieg über viele würdige Mitwerber zu Wien, in einem von dem größten Monarchen veranlaßten gelehrten Streit davon getragen habe! Linar, über diese Aufforderung der liebenswürdigsten Fürstin entzückt, antwortete, daß ihr Wink für ihn Befehl sey, den er sich zur höchsten Ehre schätze,

von ihr erhalten zu haben; das geringe Maas seiner Kräfte erlaube ihm zwar die Hofnung des Sieges nicht; aber doch sey er versichert, mehr zu leisten, als er in jeder andern Lage würde thun können, weil der Muth, den er itzt besize, die brennende Begierde, dem gnädigsten Zutrauen einer so grossen Prinzeßin zu entsprechen, und der Gedanke, seinem Durchlauchtigsten Erzieher ein kleines Denkmal seiner Dankbarkeit zu errichten, ihn bei seiner Arbeit beseelen würden.

Nach zehen Tagen gab Linar seine Abhandlung ein. Die Sätze, die er darinn entwickelte, sind folgende.

In den ältesten Zeiten war der Zweikampf nur dann üblich, wenn es die Sache ganzer Völker betraf; entgegengesetzte Nationen, um einen verderblichen Krieg früher zu endigen, oder ihn ganz zu vermeiden, stellten Kämpfer auf, die ihren Streit mit dem Degen in der Faust entscheiden sollten. Daher der Zweikampf Hektors mit Achilles, Goliaths mit David, des Turnus mit Aeneas, der Horazier mit den Kuriaziern. Aber für besondere Belei-

leidigungen fand er nicht statt. Euribiades hatte den Stock gegen Themistokles aufgehoben; der Atheniensische Admiral, ob er gleich den Spartaner an Muth und Geschicklichkeit übertraf, antwortete: **Schlag zu, nur hör mich.** Minucius verleumdete bei der ganzen Armee seinen obersten Feldherrn, Fabius den Zauderer, schalt ihn feig, und goß über ihn den bittersten Spott aus. Ich würde, sagte der standhafte Römer, diesen Vorwurf der Zaghaftigkeit verdienen, wenn ich mich durch hönische Beschimpfungen von meinem Entschluß abbringen liesse. Die Rache, die er an Minucius nahm, der indessen Mitdiktator geworden war, bestand darinn, daß er ihn aus Hannibals Händen rettete, und durch kluge, aber unerschütterte Tapferkeit den Schaden abwandte, welchen die rasche unvorsichtige Verwegenheit des Minucius seiner eigenen Nation zugefügt hätte, und nun ward der größte Spötter des Fabius sein aufrichtigster Verehrer. Der grosse Scipio bezeugte, daß er lieber einen einzigen Bürger erhalten, als tausend Feinde tödten wolle. Antonius forderte den weit jüngeren, in körperlichen Uebungen geschickteren und glücklichen August zweimal zum Zweikampfe auf; seine Antwort

war:

war: daß wenn Antonius des Lebens überdrüssig sey, er Mittel genug finden könne, es zu verlieren. Hingegen war bei den nordischen Völkern, so weit ihre Geschichte bekannt ist, der Zweikampf eingeführt. Von ihnen kam er zu den Franken, die ihr Kampfgericht placitum ensis, und andere Gottesgerichte hatten. Konnte die Obrigkeit einen Zwist nicht schlichten, so wurde er durch die Waffen für den Ueberwinder entschieden. Allein das Ansehen der alten Deutschen beweißt für die Gültigkeit des Duels eben so wenig, als der Ausschlag desselben für das Recht des Siegers, als ihre Feuer- und Wasserprobe für die Unschuld des Beklagten, der ihr glücklich entrann, als ihre Trunkenheit und ungezähmte Spielsucht für die Rechtmäsigkeit dieser Laster. Zudem ist der Fall jener Zweikämpfe von den gegenwärtigen gänzlich verschieden. Der Duellant unserer Zeit schaft sich selber Genugthuung, übergeht die Obrigkeit, verletzt die heiligste Gesetze, die ihm den Zweikampf untersagen. In jenen, obgleich finsteren, Jahrhunderten, war der Duellant minder roh; er wandte sich zuerst an seinen natürlichen Richter, und nur wenn dieser die Entscheidung der zweifelhaften Streitsache aus Mangel

gel an Einsichten und an Gesetzen zu schwer fiel, verordnete er den Zweikampf; die Kämpfer gehorchten ihm, indem sie sich schlugen. Indessen kann man nicht leugnen, daß andere erhebliche Gründe für den Duel streiten.

Der Duellant kämpft für seine angegriffene Ehre. Sie ist ihm lieber, als das Leben; kein Schatz ist edler als sie. Ich darf das Leben demjenigen nehmen, der dem meinigen nachstellt; und ich sollte es ihm nicht entziehen dürfen, wenn er mir ein weit grössres Gut, als das Leben ist, wenn er mir die Ehre rauben will? Und wenn mir mein eigenes Leben nicht so theuer ist, als die Ehre, warum sollte mir das Leben meines Beleidigers theurer seyn? Ich kann den Verlust meines Vermögens, meiner Gesundheit ertragen; der Krieg beraube mich eines Beines, eines Auges; ich werde nicht murren. Aber ich müßte der niederträchtigste der Menschen, der Verachtung aller Rechtschaffenen werth seyen, wenn ich nicht die Schande, die auf mir liegt, in dem Blute des Mörders meiner Ehre abwaschte. Die Verachtung folgt demjenigen auf dem Fusse nach, dessen Ehre befleckt und ungerächt bleibt. Und was

ist

ist schrecklicher als Verachtung? Sie vergiftet jeden Genuß des Lebens; Ich würde meine Schande auf der finsteren Stirne jedes meiner Kameraden geschrieben lesen; sie würden meinen Anblick fliehen; keiner würde mehr mit mir dienen, und ich wäre genöthigt, ehrlos den Dienst zu verlassen. Umsonst spräche meine bei Mehadia verwundete Brust für meine Unerschrokenheit; man würde mir antworten, daß ich in die Schlacht geführt worden, daß mein darinn bewiesener Muth nicht freiwillig, nur Folge der strengen Kriegszucht, Furcht vor ihren Strafen gewesen sey. Immer würden wenigstens einige, selbst unter den ersten und würdigsten Feldherrn des Kaisers, die der Meinung sind, daß ein Schimpf von der Art, wie derjenige, den ich erhalten habe, nur durch den Tod des Beleidigers ausgelöscht werden könne, an meiner Herzhaftigkeit zweifeln, so lang dieser lebte. Und doch ist Herzhaftigkeit die erste Eigenschaft des Offiziers. Ja ich wäre meines ehrenvollen Standes, wäre meiner Geburt unwürdig, wenn ich mir auch nur den Verdacht der Zaghaftigkeit, aufladen liesse, so ungegründet er sonst seyn möchte, und wenn ich nicht auch im Zweikampf dem Tod zu trozen

wüß-

wüßte. Man sage mir nicht, daß die Ehre nicht auf der Spize des Degens beruhe. Der Degen bleibt für den ehrliebenden Offizier das schicklichste Werkzeug, sie wieder in der Brust seines Freundes selber aufzusuchen, wenn dieser die Verwegenheit oder Unvorsichtigkeit gehabt hat, sie ihm zu rauben. Aber ich selber kann im Streit mit meinem Gegner umkommen? Es sey, so sterbe ich doch unbescholten; ist ein solcher Tod nicht besser, als ein Leben ohne Ehre? Ich höre sagen, wenn ich meinen Beleidiger erlege, so sey ich ein Mörder. Nein, ich bin es eben so wenig, noch weniger, als derjenige, der nach dem Rechte der Nothwehr einen erboßten Angreiffer tödtet, weil meine Ehre noch mehr ist, als das Leben, und auch mir kein anderer Weg übrig bleibt, sie zu retten, als der Tod meines Feindes; mein Recht ist ein Nothrecht; bei der Collision dieser zwey Pflichten, meinem Gegner das Leben, oder mir die Ehre zu erhalten, ist offenbar die letzte Pflicht stärker, und diese muß ich also erfüllen. Die Absicht, nicht die That, macht den Mörder. Nun legen mir nicht Blutdurst, nicht Raubsucht, nicht Haß, selbst nicht Rachgier den Degen in die Hand; sondern allein das gerechte

Ver=

Verlangen, meine verlohrne Ehre wieder zu finden, treibt mich auf den Kampfplatz. Nennt man denjenigen einen Mörder, der bey Nacht nach einem Diebe schießt, welcher ihn seines Goldes beraubt hat, und den er nicht einfangen konnte? Und man sollte mich des Todschlags beschuldigen, wenn ich den Räuber meiner Ehre bestrafe, eines Gutes, das ich für alle Schätze von Peru nie gegeben haben würde? Aber sagt man mir, der Monarch wird ihn strafen. Ich zweifle nicht daran; er ist gerecht. Allein wenn er ihm auch durch des Scharfrichters Hand den Tod oder eine Maulschelle geben läßt, so ist zwar mein Gegner gestraft, entehrt; aber ich habe dadurch meine Ehre nicht wieder erlangt; diese, nicht das Unglück meines Beleidigers, suche ich; nur ich selber muß sie rächen, ich allein kann mir sie wieder erwerben; sie hängt nicht von dem Willen des Fürsten, sondern von der Meinung ab, die das Publikum von meinen Eigenschaften, besonders von meiner Tapferkeit hegt. Der feige Offizier mag klagen, mag vor dem Kriegsrath, vor einem Ehrengerichte Genugthuung fodern; der edlere Soldat verschaft sie sich selber. Wie aber? bin ich durch keine Gesetze gebunden? Unterwirft

wirft sich doch diesen der Monarch selber! Und sie verbieten den Zweikampf unter den strengsten Bedrohungen. Ich verehre die Gesetze, ich erkenne meine Pflicht, ihnen in allem zu gehorchen, was nicht dem Willen Gottes und meiner Ehre zuwider ist. Aber über diese können sie nicht gebieten; das Recht der Ehre ist mir angebohren; nie habe ich Verzicht darauf gethan; wenn positive Gesetze die ursprüngliche Rechte einschränken dürfen, so kann es nur so weit geschehen, als man vorher ihrer Ausübung freiwillig entsagt hat; welcher Elende wird aber dem Recht der Ehre entsagen? und welch ein Staat müßte dieser seyn, dessen niederträchtige Glieder ihren guten Namen in die Hände der obersten Gewalt niedergelegt hätten! Ausserdem sind die Gesetze wider den Zweikampf durch den Gebrauch, durch die Mode, durch das überwiegende Recht der Gewohnheit gleichsam aufgehoben. Ist nicht in allen europäischen Staaten der Duell üblich, ob er gleich in allen untersagt ist? Der Strom der Gewohnheit reißt auch den Damm der Gesetze nieder; werde ich allein, auf Kosten meiner Ehre, ihm widerstehen? Gesetzt auch, die Verbindlichkeit, welche die Mode einem Offizier auflegt, sich mit seinem

Beleidiger zu schlagen, sey blosses Vorurtheil, rühre von falscher Ehre her, wird dann meine Mäßigung dieses Vorurtheil ausrotten? Wird man es mir zu lieb aufgeben? die Meinung, daß ein Offizier, der nicht den ihm angethanen Schimpf durch den Zweikampf tilget, keinen Muth besitzt, und die Ehre verwirkt, besteht; wahr oder falsch, dieß darf mich nicht kümmern; genug, meine Ehre ist in Gefahr, ich kann nicht zu sehr eilen, sie zu retten, und habe weder die Zeit, noch den Beruf, zu untersuchen, ob die Gewohnheit der Duelle ein Vorurtheil sey oder nicht? Ich überlasse diese Prüfung den Weltweisen, und handle als Offizier. Sie sind aber, sagt mir der Priester, auch ein Christ, und ihre Religion heißt Sie dem Feinde vergeben, heißt Sie nach einem erhaltenen Streich auch den andern Backen darbieten. Ich bin ein Christ, und freue dieses Namens mich mehr, als sich in seiner Selbstgenügsamkeit der junge wizelnde Freigeist der wichtigen Entdekung freut, wenn ihm gegen die heilige Schrift einige leichte Einwürfe beigehen, weil er nicht weiß, daß diese und noch tausend weit stärkere hundertmal vorgebracht und noch öfter auf die befriedigendste Art widerlegt worden

den sind. Ich bete den göttlichen Lehrer an, der die Liebe gegen die Feinde empfiehlt; er selber vergab den seinigen. Seinem Beispiel zu folgen, werde ich alles Unrecht verzeihen, das mir zu gefügt wird; nur schmälere mein Feind meinen guten Namen nicht; doch auch diese Schmälerung soll ihm vergeben seyn, wenn ich durch den einzigen möglichen Weg meine Ehre wieder erlangt habe; sollte er mich im Zweikampf tödten, ich will noch für ihn beten. Die Ermahnung, nach einem empfangenen Schlag die andere Wange hinzugeben, ist, nach der gewöhnlichsten und sichersten Auslegung, eine sprüchwörtliche Redensart, um die Demuth einzuschärfen; wenn sie aber auch buchstäblich zu verstehen wäre, so ist sie doch kein Gebot, das gesetzliche Kraft hätte; sie kann, nach dem Zweck Jesu, mehr nicht seyn, als eine Ermunterung, zu grösserer Vollkommenheit, nach welcher ich zu streben zu schwach bin. Gott selber hat dem Menschen den Trieb der Ehre eingepflanzt, und kein anderer veredelt so sehr unsere Natur; er ist das schönste Ueberbleibsel von dem Bilde Gottes in uns. Christus, dessen Sittenlehre das Gesetz der Natur bestätigt, nicht aufhebt, hätte ohne Zwei-

 fel

fel die Frage von der blossen Rechtmäßigkeit des Zweikampfs bejaht, wenn sie je ihm vorgelegt worden wäre. Bei diesem allem bedaure ich genug die traurige Nothwendigkeit, in welcher ich mich befinde, meinem Gegner das Leben zu nehmen, oder mir von ihm das meinige nehmen zu lassen; aber ich bin ohne mein Verschulden in diese Lage gerathen, und zu meiner Ehrenrettung bleibt kein anderes Mittel mir übrig.

Dieses ungefehr sind die Scheingründe, welche den Zweikampf beschönigen; hier folgt ein Versuch ihrer Widerlegung, der zugleich die Unzuläsigkeit des Duells erweisen soll. Ohne Zweifel ist die Ehre ein unschätzbares Gut. Allein worinn besteht sie? Liegt sie in uns? oder ist sie ausser uns? Ruht sie auf der schwankenden Meinung der Menschen, die uns umgeben, oder ist sie unwandelbar, auf innern Werth gegründet? Doch der Duellant nimmt sie in der folgenden Bedeutung an. Die Ehre ist das Urtheil anderer von unsern guten Eigenschaften. Auch dieser Begriff ist richtig.

Jedermann will zuerst, daß man ihn für rechtschaffen erkenne, und dann daß man ihm

das

das Talent und die Kenntnisse zuschreibe, die zu seinem besonderen Beruf erforderlich sind. Diese Meinung anderer von unserer Rechtschaffenheit und unserem Verdienst sind die zwei wesentliche Bestandtheile, die den Begriff der Ehre nach der angenommenen Bedeutung ausmachen. Jeder Stand hat seine eigene Ehre. So besteht die Ehre des Fürsten in dem Urtheil der Welt, und hauptsächlich seines Volkes, von seiner Vaterliebe gegen die Unterthanen, von seinen thätigen Bemühungen für das allgemeine Beste, die vorzüglich in gemeinnützigen Anstalten sich äussern, von seinen hohen Einsichten in der Regierungskunst, von seiner Uebersicht des Ganzen, von der Weisheit seiner Verordnungen, von seiner Mäßigung und dem richtigen Gebrauch seiner Macht, die in die bürgerliche Freiheit, wie sie in der Landesverfassung gegründet ist, sich jeden Eingriff versagt, von seiner Gerechtigkeit, von seiner der Würdigkeit eines jeden angemessenen Austheilung der Aemter, von seiner, weniger auf üppige Pracht und weichliche Vergnügungen, als auf die wahre Bedürfnisse des Volkes abzweckenden Verwaltung der Staatseinkünfte, von dem Schutze und der Aufmunterung, die er den

Wissenschaften und Künsten angedeihen läßt, von seiner Wohlthätigkeit, von der durch ihn bewirkten Glückseligkeit des Staates, in welchem die Menge der vermöglichen Bürger im Verhältniß mit anderen Ländern weit grösser, die Anzahl der Elenden weit geringer ist, von seiner Geschicklichkeit, das bescheidene Verdienst aufzusuchen, und von seiner Bereitwilligkeit, es zu belohnen, von seiner unverbrüchlichen Treue, auch gegen schwächere Nachbarn in Beobachtung der mit Ihnen bestehenden Verträge, von seinem unerschütterten Muth im Krieg gegen ungerechte Feinde, und im Frieden gegen die noch weit furchtbarere Feinde jedes Staates, die Laster, und die Vorurtheile. Die Ehre des Richters hängt von dem Begriffe ab, den man von seiner unbestechbaren Gerechtigkeitsliebe hegt, die kein Ansehen der Person kennt, von seiner Kenntnis der Gesetze, von ihrer passenden unverzögerten Anwenduyg auf die vorkommende Fälle, von seiner durch Menschenliebe gemilderten Strenge, und von seiner unverdrossenen Wachsamkeit, die lieber dem Verbrechen zuvorkommt, als das begangene bestraft. Der Offizier sucht die Ehre in der Meinung, die er seinem Fürsten, dem Militär, besonders

dem

dem Regiment, bei welchem er angestellt ist, und allen, die von ihm wissen können, von seiner Geschicklichkeit und Genauigkeit im Dienste, von seiner Bekanntschaft mit den höheren Kriegswissenschaften, in sofern sie ihm nöthig sind, und von seiner Tapferkeit beigebracht hat. Jedem Menschen, von welchem Stand er auch sey, liegt äusserst viel an seiner Ehre; um gegen sie gleichgültig zu seyn, muß man eine sehr niedrige Denkart besitzen; Es ist sogar Pflicht, über seiner Ehre zu wachen. Die Ehre ist besonders der Abgott des Offiziers, die Triebfeder und Richtschnur seiner Handlungen, das Element, worinn er lebt.

Sie ist mir, sagt er, **lieber als das Leben**; auch mir, aber in verschiedenem Sinn. Wenn von innerer Ehre die Rede ist, von der Rechtschaffenheit, von dem guten Zeugnis, das mir das Gewissen von meinen Handlungen und Gesinnungen gibt, von einem frohen Selbstgefühl, das die Erinnerung guter Thaten, die Erfüllung meiner Pflichten erweckt, dann ist mir die Ehre lieber, als das Leben; ich würde dieses verabscheuen, wenn ich mir schlechter Handlungen bewußt wäre. Allein in der Bedeutung, in welcher wir die Ehre angenom-

men haben, und nach welcher wir sie in den Beifall anderer setzen, ziehe ich ihr mein Leben vor. Nicht als ob ich um fremden Beifall unbekümmert wäre; ich schätze ihn höher, als alle Güter des Glücks; sollte ich je das Unglück haben, ihn zu verliehren, so wird mein Kummer darüber der bitterste seyn, — Vielleicht mich ins Grab stürzen; aber ich würde wenigstens versuchen, ihn zu besiegen, wenn der Verlust meines guten Rufes von meiner Seite unverschuldet wäre; ich würde mir sagen, daß die irrige Meinung, die andere von mir hegen, meinen wahren Werth nicht verringern, und kein hinlänglicher Grund werden kann, mein Leben zu verwünschen; daß der Beifall des Richters, der in mir ist, und des Richters, der über mir ist, mir unendlich wichtiger seyn muß, als das Lob des ganzen Erdkreises. Wenn ich wählen sollte zwischen diesem innern Beifall, verbunden mit allgemeiner, aber unverdienter Verachtung, oder zwischen dem schimmernsten und ausgebreitetesten Ruhm, während daß mein Herz mich verdammte, könnte ich nur einen Augenblick mich bedenken, um mich nicht für das erste Loos zu bestimmen? Dort glänzen ein grosser Minister, ein berühmter Feldherr; beide

de sind der Gegenstand allgemeiner Bewunderung; der Fürst ehrt sie; er hält sie für die vornehmste Säulen des Staates; die Nation betet sie an; das Ausland ertönt von ihrem Ruhm. Nicht nur zweifelt auch von denjenigen, die sie umringen, keiner an ihrer Rechtschaffenheit; jedermann legt ihnen die erhabenste Tugenden bei, und die öffentliche Blätter sind mit Erzehlungen ihrer Weisheit und Heldenthaten angefüllt. Aber ihr Innerstes nagt ein Wurm, den sie nur zu sehr empfinden; der Weirauch, den man ihnen streut, lindert ihre verborgene Martern nicht; Die Erinnerung schwarzer, nur ihnen bekannter Verbrechen, verfolgt sie bis in das Bett, ängstigt sie durch peinigende Träume, erwacht mit ihnen, und mischt sich mit Ungestümm in alle ihre Zerstreuungen; sie möchten sich selber fliehen. Die ganze Welt jauchzt ihnen Beifall zu! nur ihr eigner fehlt ihnen; von allen Seiten umstrahlt sie der Ruhm; aber die Schande breitet tiefe Nacht über ihre Seele aus; wozu nützt ihnen nun dieses Gepränge von Ehre? Jedes Lob, das man ihnen ertheilt, ist wahre Beschämung für sie, ein Dolch in ihr Herz. Die Ehre an sich, nach der angenommenen Bedeutung, be-

glückt also nicht; sie kann sogar das Leben, wie im erwähnten Fall, unerträglich machen; wenn sie wirklich beglücken, und der edle Schatz seyn soll, der theurer als das Leben ist, so muß mit dem Urtheil anderer von mir das meinige übereinstimmen; erst diese Uebereinstimmung fremder Meinung mit derjenigen, die ich mit Recht von mir selber nähre, macht den eigentlichen Werth des Lebens aus; oder vielmehr, ohne sie hat das Leben keinen Werth. Nun kann mich niemand des inneren Zeugnisses berauben, das mir das Gewissen gibt, noch des Beifalles, den der Rechtschaffene bei Gott hat; folglich kann mir niemand das Gut, welches mir lieber, als das Leben ist, und seyn darf, ganz, nicht einmal den edelsten und wichtigsten Theil desselben entziehen. Ich sage mehr; mein Beleidiger kann mir auch die Ehre, als blosse Meinung anderer, von mir nicht rauben. Oder hat sein individuelles Urtheil einen so mächtigen Einfluß auf das allgemeine? Er hält mich für feig; gesetzt, ich wär es, so besteht meine Ehre nicht bloß in dem Rufe der Herzhaftigkeit; aber wer mich besser kennt, als mein Gegner, wer eigentlich ein Urtheil über mich fällen kann, mein Fürst, meine Obere, meine Freunde,

die würdigste Offiziere sind von meinem Muthe überzeugt. Es ist nicht genug, daß mein Gegner mich furchtsam glaube; seine Meinung muß gegründet seyn; der Irthum, worinn er in Ansehung meiner schwebt, kann meine Ehre nicht mindern. Und sollte er auch viele andere mit in diesen Irthum hinein ziehen, so kömmt es darauf an, zu wissen, wer sie sind? Selten stimmen alle Menschen, die einen dritten kennen, in ihrer Meinung von ihm überein, und nur an der Vorstellung derjenigen von ihm darf ihm liegen, die ihn zu beurtheilen fähig sind, welche richtige Begriffe mit dem Verdienst und den Eigenschaften verbinden, die ihm nach der Stelle, die er ausfüllt, zukommen sollen, die zum Theil selber im gleichen Stand durch ihre Vorzüge glänzen. So lang ein beleidigter Offizier nicht weißt, daß die edelste seines Regimentes, im Fall er sich nicht schlägt, von seiner Herzhaftigkeit ein nachtheiliges Urtheil fällen werden, so lang darf er nicht glauben, daß ihm die Ehre geraubt sey, und so lang hat er daher kein Recht zum Zweikampf; nach seinen eigenen Grundsätzen erlangt er dieses nur durch die vollständige Ueberzeugung, daß ihm sein Gegner die Ehre, das ist, das vortheilhafte

Urtheil der besseren Offiziere von ihm, und nicht die ungünstige Meinung einiger unbedeutenden Personen, die sich keinen deutlichen Begrif von der Tapferkeit bilden, entzogen haben. Wie kann er aber zu dieser Ueberzeugung gelangen? Gesezt auch, iene vortrefliche Offiziere zweifelten wirklich an seinem Muth, weil sie denken, daß eine Ehrensache nur durch den Degen entschieden werden könne, so dürfen sie ihm doch ihre wahre Gesinnung, die den Gesetzen zuwider läuft, nicht offenbahren, ihr widriges Urtheil von ihm wird ihm daher immer unbekannt bleiben. Doch ich will annehmen, daß sie es ihm durch untrügliche Zeichen zu erkennen geben, daß sie, die Armee, die ganze Nation ihn verachten, daß ihm seine Ehre, die ihm lieber, als das Leben ist und seyn darf, geraubt sey, so folgt aus dem Satze, daß ich demienigen das Leben nehmen darf, der dem meinigen nachstellt, wenn ich es nicht anderst erhalten kann, noch nicht, daß ich meinen Ehrenschänder zu tödten berechtiget bin, wenn ich gleich zugebe, daß die Ehre ein edleres Gut, als das Leben ist. Soll dieser Schluß richtig seyn, so muß mir, wie zur Erhaltung des Lebens, auch zur Rettung der Ehre, kein Mittel mehr übrig bleiben;

nun

nun steht mir das weiteste Feld der größten uud schönsten Handlungen offen, durch welche ich die geraubte Ehre wieder erlangen kann; das Leben zwar, aber nie die Ehre, ist unwiederbringlich verlohren. Aus dem Staube der tiefsten Verachtung kann ich mich wieder zum herrlichsten Ruhm erheben, und durch Heldenthaten des Andenken einer Feigheit, wenn ich je mich einer schuldig machte, auslöschen. Einige der grösten Griechen und Römer sahen sich eine Zeit lang von ihrem Vaterland verachtet, und wurden von ihm nachher zur Anführung seiner Heere und zur Verwaltung des Staates berufen. Phocion wurde fünf und vierzigmal zum Obersten Feldherrn gewählt, ohne diese hohe Würde je gesucht oder einer einzigen Wahl beigewohnt zu haben, und doch hatten ihn die Athenienser, als er sie nicht gegen den Feind anführen wollte, feig, verzagt genannt; die ganze Antwort, die er mit Kaltblütigkeit auf diese Beschimpfungen gab, war diese: Ihr könnt mich nicht tapfer, und ich euch nicht furchtsam machen; aber wir kennen einander. In der That sie kannten ihn, und fuhren fort, ihm die Befehlshaberstelle zu übertragen.

. . . . Allein

Allein die Verachtung, die der Duellant fürchtet, ist nicht einmal gegründet; sie mag es von Seiten der rohesten, wildesten, unwissendsten Offiziere seyn; diese tadeln denjenigen, der dem Duell ausweicht; aber ist der Beifall eines einzigen wegen seiner edlen Denkart und grosser Verdienste verehrten Offiziers nicht weit schätzbarer als das Lob fünfzig anderer, die vielleicht alle geschickte Klopffechter geworden wären, aber keine wahre Offiziere sind? Der Fürst theilt hauptsächlich die äusserliche Ehre und Schande aus; wenn er mich ehrt, so mögen tausend andere mich verachten; die Wahrheit ist, das ich nicht verachtet werde, es wäre denn, daß der Fürst sich in seinem Urtheil von mir betröge. Ich kann, wenn ich den Zweikampf vermeide, auf seinen Beifall, auf die Achtung der würdigsten Offiziere zählen, weil ich meinen Pflichten gemäs handelte; hingegen bin ich ihrer Verachtung gewis, wenn ich diese verleze; und diese Verachtung des Regenten und des edelsten Theiles der Armee ist wahrer, weit schmerzlicher, als jene der minder Edlen, die meinen Muth nur nach dem geringen Augenmas ihrer durch Vorurtheile geblendeten Vernunft abmessen, und ganz anderst denken würden, wenn ihr Verstand

stand aufgeklärt genug wäre, und sie alle Gründe für und wider den Duell hinlänglich überlegt hätten; sie würden alsdenn dem Beispiel des Marschals de la Force folgen, welcher der Predigt eines protestantischen Geistlichen zu Montpellier wider den Zweikampf beiwohnte, und als sie geendigt war, in Gegenwart einiger der tapfersten Männer bezeugt, daß wenn man ihm den Duell anbiete, er ihn ausschlagen werde.

Kein Offizier würde mehr mit mir dienen — daran zweifle ich. Der grössere Theil der Offiziere denkt edel, ist gebildet; aber edelgesinnte Männer von Einsichten können mich nicht verachten, daß ich den Gehorsam, den jeder Rechtschaffene den Gesezen schuldig ist, der Tyrannei eines barbarischen Vorurtheils vorgezogen habe. Und wenn sie es könnten, so würde der Monarch diese Art Aufruhr nicht zugeben; sie wäre Troz gegen ihn und die Geseze; er wird durch ernstliche Vorstellungen die Widerspenstige auf eine andere Meinung zu bringen trachten; lassen sie sich nicht überzeugen, bleiben sie ihrem Landesherrn ungehorsam, so wird er sie als Rebellen bestrafen. Allein wenn

bei

bei andern Vorfällen meine Kameraden mich als tapfer kennen lernten, wenn sie nach der Kenntnis von meinem Karakter und meinen Grundsäzen überzeugt sind, daß ich keineswegs aus Mangel an Muth, sondern aus blosser Liebe zur Pflicht den Zweikampf vermied, wenn sie sehen, wie ungerecht mit mir mein Beleidiger verfuhr, so werden sie, weit entfernt, den Dienst mit mir zu verweigern, meinen Gegner zu voller Genugthuung gegen mich nöthigen. Wie aber, wenn ich erst seit kurzem Offizier bin, noch keinen Anlaß gehabt habe, meinen Muth zu beweisen? Alsdenn glaube ich, so weit ich dabei keine wesentliche Pflicht, kein ausdrückliches Gesez verleze, ihn auf der Stelle zeigen zu müssen, ausser wenn mein Beleidiger trunken war, in welchem Fall ich den andern Morgen erwarte, wo ich ihn vor die gleiche Gesellschaft laden werde, in deren Gegenwart er den Tag vorher meiner Ehre zu nahe trat. Er gab mir eine Maulschelle, oder strafte mich Lügen; für die erste gebe ich sogleich ihm zwey andere zurück, und bedeute ihm, daß ich die Schlägerei, als bloß den Verworfensten unter dem Pöbel geziemend, zwar verabscheue, aber auch einen niederträchtigen, wie er sey, nicht

an-

anderst zu behandeln wüßte; wegen der Lüge heisse ich ihn mit Entschlossenheit und Nachdruck, mir darthun, daß ich mich geirret habe; wenn er es kann, so gestehe ich meinen Irthum ein; aber ich sage dem Beleidiger, daß seine Art, mir ihn vorzuwerfen, die Lügenbestrafung den guten Sitten zuwiderlaufe, äusserst roh und eines Offiziers unwürdig sey; ich verlange sein eigenes Bekenntnis hievon, und dringe auf Abbitte in Beiseyn derjenigen, vor welchen er der Grobheit sich schuldig gemacht hat. Er versagt die Abbite, erbietet sich zur Genugthuung mit dem Degen in der Hand, fodert sie von mir für die Erklärung, die ich so eben ihm gab. Von meinen Behauptungen, werde ich versezen, nehme ich keine zurück, und mein Degen hat eine edlere Bestimmung, als einen wilden, pöbelhaften Menschen zu züchtigen; er gehört dem Fürsten und dem Vaterlande, deren Feinde, aber nicht deren unwürdige Unterthanen und Bürger er bestrafen soll. Und Ihr Degen, wenn er der beste des Reiches wäre, sich in den geschikteſten Händen befände, kann nimmermehr Sie in einen gesitteten und gutdenkenden Offizier umschaffen, noch beweisen, daß ich Ihren elenden Schimpf, der auf Sie allein

zurückfällt, verdient habe. Auch kann ich über Ihr und mein Leben nicht gebieten; ich kann nur sagen, daß Sie ein Grobian sind, von welchem mir die Geseze Genugthuung verschaffen werden, weil Sie nicht gutwillig sie mir geben wollen. Daß ich aber Ihre Wafen nicht fürchte, und die meinige zu führen weis, sollen Sie alsdenn erfahren, wenn je die mörderische Lust, mich anzugreifen, Sie anwandeln sollte, was Sie auch mir sagen können, so werde ich nur im Fall der Nothwehr den Degen gegen Sie ziehen; denn im Grunde ist nichts unbedeutender, als Ihre Beschimpfung, und meine Achtung für die Geseze; für unsern Monarchen und für mich selber übersteigt diejenige, welche ich Ihrer Aufforderung schuldig bin, noch in größrem Grade, als jeder gesittete Mensch einen rohen, wie Sie, übertrift. Schelten Sie nun, toben Sie, schicken Sie mir ein Cardel über das andere zu; Sie sollen es nicht mit mir, sondern mit den Gesezen zu thun haben. Auf diese Aeusserung zieht mein erbitterter Gegner den Degen; ich ergreife den meinigen, bemühe mich ihn zu entwafnen, und gelingt es mir, so biete ich ihm Versöhnung, aber nicht meine Freundschaft an; er will meinen oder seinen Tod, dringt

mit

mit Wuth auf mich zu; ich kann mein Leben nur durch die Aufopferung des seinigen retten; so sterbe er dann; ich habe meinen Pflichten Genüge gethan. Aber er ist geübter im Kampfe, als ich, stärker, behender; ich unterliege; er tödtet mich; ich sterbe über der Vertheidigung meines Lebens, und habe die Geseze nicht verlezt. Zog aber mein Beleidiger den Degen nicht, so wird doch schwerlich einer der Augenzeugen meines Betragens mir Verzagtheit Schuld geben; und also auch nicht erklären, daß er ferner nicht mit mir dienen wolle; ich hatte nur zu sehr in den Fall mich gesetzt, mich zu schlagen, und würde so weit nicht gegangen seyn, ich hätte dem groben Beleidiger nur mit wenigen Worten meine Verachtung bezeugt und ihn zu gerichtlicher Verantwortung gezogen, wenn ich vorher schon Gelegenheit gehabt hätte, Beweise meines Muthes abzulegen, ob ich gleich glaube, daß die sogenannte rencontre (duellum subitaneum) wenn sie von meiner Seite ganz unwillkührlich war, und ich zuerst angegriffen werde, als eine Folge vom Recht der Nothwehr meinen Pflichten nicht widerspricht, und nur der vorsetzliche Zweikampf (duellum formatum ex προαιρέσει susceptum) ein Verbrechen ist.

Die Herzhaftigkeit ist die erste Eigenschaft des Offiziers — Eine wesentliche für ihn ist sie, aber für jeden Stand bleibt die Rechtschaffenheit der vorzüglichste Zug eines edlen Karakters, und dieser erfodert hauptsächlich unverlezliche Treu in Erfüllung seiner Verbindlichkeiten. Bei dem Eintritt in den Dienst habe ich den militärischen Gesezen Gehorsam gelobt; dieses Wort, das ich gab, ist unverbrüchlich; unter die Vorschriften des kriegerischen Gesezbuches gehört auch das Verbot des Zweikampfes; wenn ich es übertrete, so ist diese Handlung nicht nur nicht rühmlich, sie ist wahrhafftig schändlich. Neben der Rechtschaffenheit, dem Eifer und Genauigkeit im Dienste und der Liebe zur Subordination unterscheidet den wahren Offizier vorzüglich sein Muth. Aber dieser Muth besteht nicht in prahlender Verwegenheit, die den Mangel edler Eigenschaften durch scheinbare Verachtung des Todes oder geschickten Gebrauch des Degens ersezen, und grosse Fehler durch eingebildete Tapferkeit zudecken will. Die Tapferkeit ist nicht, wenn ich hier diesen Ausdruck gebrauchen darf, zudringlich; sie trägt sich nicht zur Schau, ist keine Tollkühnheit, die ohne Noth, ohne Nuzen für den

Staat,

Staat, oder vielmehr zu seinem Schaden, nach ieder Gelegenheit, sich zu schlagen, hascht, sich aus kindischer Eitelkeit jungen Offizieren furchtbar zu machen trachtet, und um der wilden Begierde, seine vermeinte Unerschrockenhiet zu zeigen, Genüge zu leisten, alles für Beleidigung ansieht, wo auch nicht die mindeste Absicht dazu da war. Eine solche unbändige Mordsucht ist nicht Tapferkeit, nicht Ehre sonst hätte ein Tiger oder ein Wolf mehr Ehre noch, als ein solcher Renommist; und der schlechteste Mensch dürfte nur sich schlagen, um kein Nichtswürdiger mehr, um ein wackerer Mann zu seyn; der überwiesne Lügner würde, so bald er seinen Gegner getödtet hätte, zum wahrhaftigsten Mann werden; alle Tugenden würden sich in der Kunst, den Degen zu führen, vereinen. Cäsar stände dem geringsten der Gladiatoren, die er bezahlte, nach, und der größte Mann, der je gelebt hätte, müßte jener Franzose gewesen seyn, der jeden Fremden, welcher nach Paris kam, für beherzt und als güter Fechter bekannt war, auf sein Landgut lud, ihn in einen mit Leichnamen angefüllten abgelegnen Saal führte, und nöthigte, einen Kampf mit ihm zu wagen, in welchem er alle erlegte, bis endlich

 ein

ein Deutscher, den er zu sich gebeten hatte, und der sich einige Minuten Gedult ausbat, während welcher er die Getödtete untersuchte und fand, daß vermittelst eines vortheilhaften geheimen Stoses, dergleichen sich beinahe jeder Fechtmeister vorbehält, der Franzose über sie den Sieg davon getragen hatte, alle diese Unglückliche rächte, und ihren Mörder durch glükliche Vorsicht gegen den bewußten Stoß auf den Boden streckte. Auch dann, wenn für den Duellanten die Gefahr würcklich sehr groß ist, wenn er ungeübt, ganz jung, schwach gegen einen berüchtigten, an Kunst, Alter, Stärke, ihm weit überlegenen Kämpfer auftrit, kann er nur einer misverstandenen thörichten oder eingenliebigen Kühnheit sich rühmen, aber keines wahren Muthes. Wenn allein Grösse der Gefahr den wahren Muth, und durch diesen die Ehre ausmacht, so sind ein Ravaillac, ein Damiens die herzhafteste und folglich die ehrvolleste Männer gewesen, und jeder andere Todschläger ist ein Mann von Ehre, weil er die größte Verachtung des Todes dadurch an den Tag legt, daß er den auf sein Verbrechen gesetzten Todesstrafen Troz bietet, und auch im Augenblik der Ermordung meistens für seine eigne Person Gefahr

fahr lauft. Der wahre Muth ist den Pflichten untergeordnet; er fürchtet weder die Gefahr, noch sucht er sie, es wäre denn, daß ihn der Wink des Fürsten, Liebe zum Vaterland, wirklicher Beruf dahin triebe. Selbst wenn der rechtschaffene Offizier durch einen Beweis seiner Herzhaftigkeit dem Vaterland nutzen kann, gebietet und widersteht er der Lust, sie zu zeigen, so bald sie eine ihm aufgelegte Pflicht verlezen würde. Spott kann ihn in dem Vorsatze, jede Verbindlichkeit seines Standes nach Kräften zu erfüllen, nicht erschüttern; auch wenn ihn ein Feind, der seine Nation bekriegt, wie Geminius, Martius, zum Zweikampf auffodert, läßt er sich nicht, gleich dem jungen unglücklichen Manlius, in seinem Beruf irre machen, denn die Pflicht leitet seine Tapferkeit. Noch weit weniger beweißt er diese gegen einen Mitbruder; wird er von ihm beleidigt, so sagt er zu ihm, wie Aristides zu Themistokles: Wir wollen unserer eitelen kleinlichen Zwistigkeit entsagen und wetteifern, welcher von uns beiden das Vaterland am besten vertheidigen wird. Aber hier, im Streite fürs Vatterland, kömmt nichts seinem Muthe gleich; er funkelt ihm in den Augen, ob ihn gleich die Klugheit nie verläßt, denn

 seine

seine Herzhaftigkeit ist keine jähe, vorübergehende Hitze, die sich dem Tod zwecklos in die Arme wirft; sie ist eine gesetzte Unerschrockenheit, die, von tausend Feinden umringt, immer sich gleich bleibt. Wenn auf den Offizier von wahrem Muthe alles zustürmt, neben ihm alle seine Mitbrüder niederfallen, so weicht er nicht, so lang ihn seine Pflicht stehen heißt; wenn er hoffen kann, zu siegen, so bezahlt er gern diesen Sieg mit seinem Tod; es ist der Tod fürs Vaterland, der ihn eben so süß dünkt, als er es einst für schändlich hielt, aus lächerlichem gekränktem Stolze für falsche Ehre zu sterben oder zu tödten.

Ich kann im Zweikampf umkommen. — Ohne Zweifel, wenn ich in der Fechtkunst minder erfahren, oder sonst ungeschickter, schwächer, oft auch nur unglücklicher als mein Gegner bin. Und nun ist die ganze Rache, die ich ausgeübt, die Genugthuung, die ich erlangt, die Ehrenrettung, die ich errungen habe, diese, daß ich von meinem Gegner mich tödten ließ, und durch meinen Tod seinen gladiatorischen Ruf vergrößre. Indessen weinen trostlos meine Verwandte um mich, und meine Freunde klagen mit Wehmuth, daß die Aufforderung ei-

nes

nes Elenden mehr über mich vermochte, als ihre Achtung und Liebe.

Aber ich sterbe unbescholten; Tod ist besser, als ein ehrloses Leben. — Entweder sterbe ich als ein Thor, der sich dem zweifelhaftesten Ungefehr Preis giebt, und als ein Eitler, der seinen Kräften mehr zutraute, als sie leisten konnten; oder ich sterbe als ein Selbstmörder, der zwar seine Schwäche erkannte, aber zu wenig das Leben schätzte, um seine Erhaltung zu wünschen. Ehrlos ist nur eine gesetzwidrige Handlung, wie der Zweikampf, nicht ein Leben, das man für den Dienst des Landesherrn und des Vaterlandes erhält und verwendet, und welches auf die Zumuthung eines unvernünftigen Klopffechters zu verschleudern eben so ungereimt, als unerlaubt ist. Ehrlos ist der Tod des Mannes, von welchem sein Fürst und jeder aufgeklärte Offizier sagt: Er starb als ein Pflichtvergeßner!

Ich bin kein Mörder, weil meines Gegners Tod Nothwehr meiner Ehre war. — Es gibt für die Ehre keine Nothwehr, denn sie kann sich durch andere Mittel retten, als

 durch

durch den Tod ihres Beleidigers. *) Es ist ausserdem schon gesagt, daß meine Ehre nicht von dem Urtheil meines Beleidigers abhängt; seine ungegründete Beschimpfung trift mich nicht; er, selber oft ein ehrloser Mensch, theilt die Ehre nicht aus; diese ist der Beifall würdiger Männer, von meinem Gewissen bestätigt; auch die sogar durch meine wirkliche Schuld verlohrne Achtung der Edlen kann ich in der Folge, durch schöne Thaten wieder gewinnen. Fände hier eine Collision der Pflichten statt, so ist die Verbindlichkeit, einem andern nicht das Leben zu nehmen, eine volkommene Pflicht, und daher stärker, als diejenige, meine Ehre zu vertheidigen; denn bloß mein Leben darf ich den vollkommenen Pflichten gegen andere vorziehen. Der Duellant ist ein Mörder; sein Mord ist eine ganz freye Handlung. Kein Todschlag auf der Strasse geschicht mit grösserm Vorbedacht, mit so vieler Ueberlegung, bei gewisserer Voraussehung der Folgen; und der Strassenräuber genoß die gute Erziehung des Offi-

*) Daher leidet der Satz (Entwurf eines allg. Gesetzbuchs für die pr. Staat. I Th. III Abth. Tit. VIII. Absch. VIII. §. 427.) einige Einschränkung.

Offiziers nicht, wird oft durch dringende Bedürfnisse und die Furcht, entdeckt zu werden, zu seiner schwarzen That verleitet, da den Mörder im Zweikampf bloß der Kizel falscher Ehre treibt. Hätte sein Gegner den Fürsten beleidigt, das Vaterland verrathen, so würde er ihm den Tod nicht anthun, nicht einmal wünschen; aber seine eigene wichtige Person ist gekränkt; hier kann keine Vergebung statt finden. Hochmuth ist also die Ursache seines Mordes. Doch nein! hochmüthig ist der Duellant nicht; ich kenne nichts Demüthigers als einen Menschen, der seine ganze Ehre von dem Urtheil oder dem Schimpf eines einzelnen ungesitteten Mannes abhangen läßt. Freilich widerspricht seine Anmassung dieser Demuth. Er maßt sich an, Richter in seiner eigenen Sache zu seyn, und der einzige Zeuge, den er anhört, ist seine beleidigte Eitelkeit. Er maßt sich das Recht Gottes über das Leben der Menschen, und das Recht des Fürsten an, dem die oberrichterliche Gewalt anvertraut ist. Der Fürst, aus Furcht, einen Unschuldigen zu verdammen, traut nicht einmal seinen eigenen Einsichten; er setzt ein Blutgericht nieder, das mit der größten Behutsamkeit die Wahrheit der gegen

den

den Verbrecher erhobenen Klage untersucht, und in den meisten Fällen sein Urtheil der Prüfung berühmter Rechtsgelehrten übergibt; aber der Duellant bedarf keiner solchen Weitläufigkeit; sein Raufdegen mißt genau die schwere Missethat ab, die sein Gegner wider ihn zu begehen sich erfrechte. Daß er durch diesen Mord dem Fürsten einen Unterthanen, dem Staat einen Bürger, jammernden Eltern einen Sohn entzieht, sind unbedeutende Rücksichten, die mit dem bedeutenden Werthe seines Namens keine Vergleichung aushalten.

Aber ich tödtete meinen Gegner nicht aus Blutdurst, Raubgier; mein einziger Beweggrund war, meine verlohrne Ehre wieder zu erlangen? — Liegt dann meine Ehre in dem Blute meines Gegners verborgen? Oder ist es Ehre, Blut zu vergiessen? Ist mein Beleidiger, weil ich ihn nicht aus Blutdurst ermordet habe, darum weniger todt? Bin nun nicht ich es, der ihn umgebracht habe? Welchen Vortheil bringt ihm die Absicht, aus welcher ich ihn tödtete? Ist meine Handlung desto gerechter, je unrichtiger meine Begriffe von Ehre sind? Darf man nur sich ein eigenes Hirngespienst von Ehre schaffen, oder vom rohen

hen Vorurtheil sich eines aufdringen lassen, um hernach als ein ehrlicher Mann morden zu können?

Ich selber muß meine Ehre rächen; ich allein kann mir sie wieder erwerben. — Selbstrache ist unerlaubt. Ich allein, ohne Zweifel, kann meine verlohrne Ehre mir wieder erwerben. Wenn ich sie durch eine schändliche That verlohr, (und anderst verliehrt man sie nicht) so kann selbst der Fürst, der doch die äusserliche Zeichen der Ehre vertheilt, durch keinen Titel und kein Ordensband sie mir wieder verschaffen. Freilich kann auch ich die Handlung, die ich begieng, nicht ungeschehen machen, eben so wenig als der Duellant durch die Ermordung seines Gegners bewirkt, daß er die empfangene Maulschelle nicht erhalten hat; aber, wenn ich nie in den vorigen Fehler zurückfalle, wenn ich nun jeden Anlaß zu edlen Handlungen sorgfältig benutze, so vergibt mir das Publikum; ich lösche in seinem Gedächtniß den Eindruck, den mein Vergehen zurückließ, allmählich aus; ich zwinge es endlich, mich wieder hoch, vielleicht höher zu achten, als vor der Begehung meines Fehlers.

Das

Das Recht der Ehre ist mir angebohren; die Gesetze können darüber nicht gebieten. — Auch thun sie das nicht. Sie schützen vielmehr jedes unserer Rechte, zwecken auf Unterhaltung der Ehre ab, bestrafen denjenigen, der meinen guten Namen antastet, bestimmen nach dem Maasstab einer richtigen Vernunft, geläuterter Sittenlehre, sicheren Naturrechtes und des allgemeinen Besten die Grenzen von Schande und Ehre; was sie verbieten, ist schändlich. Sie verbieten aber mit dem größten Nachdruck den Zweikampf. Wie sollte ihn nun ein leerer Wahn von Ehre rechtfertigen, da nur das, was die Gesetze nicht untersagen, der Ehre gemäß seyn kann? Wären die Begriffe von Ehre unbestimmt, hiengen sie von jedem einzelnen Gliede der Gesellschaft ab, so würden die Gesetze zimlich überflüßig seyn; jeder dürfte nur nach seinem Belieben in irgend einer Kleinigkeit seine Ehre setzen; nichts z. B. würde hindern, daß er es für die größte Schande hielte, sich einen Apfel nehmen zu lassen, und diesen Schimpf könnte er selber, nach seiner Vorstellung von Ehre, mit dem Tode bestrafen, ohne einen andern Richter, als sich zu erkennen. Dieser Fall ist keines wegs ungereimter,

ter, als jeder andere Anlaß des Zweikampfes; er läuft, wie alle, auf einen verkehrten Begriff von Ehre hinaus. Soll aber das Vorurtheil des Duellanten mehr gelten, als die Gesetze, denen auch er sich unterwarf, und deren Ansehen jeder Rechtschaffene anerkennt? Heißt es nicht, mit den Gesetzen, denen kein gutdenkender Mann seine Ehrfurcht versagt, ein unwürdiges Gespötte treiben, wenn man sie für unkräftig ausgeben will, sobald wir selber beleidiget sind, sobald unsere eigene Empfindlichkeit gereizt ist? Welcher unerträgliche Stolz, nur bei sich eine Ausnahme von den Gesetzen zu machen, denen alles huldiget, und die uns die strengste Gerechtigkeit gegen unsern Beleidiger wiederfahren zu lassen bereit sind! Vermeidung des Zweikampfes ist nicht ehrlos; aber ehrlos ist die Verachtung der Gesetze, die den Duell als ungerechte, niedrige Selbstrache, als ein Ueberbleibsel roher Barbarei, welche in einem Staate grosse Zerrüttungen verursachen könnte, als einen die Vernunft, die wahre Ehre, die Tugend, die Menschheit, und die Religion empörenden, dem Vortheil beider Partheien entgegenstreitenden Gebrauch bei den erniedrigendsten Strafen verdammen. Und wenn auch die Gesetze den Duell

nicht

nicht so sehr verböten, wenn sie gar davon schwiegen, wenn man das Recht, sich zu schlagen, nach den positiven Gesetzen besässe, so wäre es doch der Ehre gemässer, edler, dem Zweikampf zu entsagen, weil es grösser, schöner ist, nicht immer sein ganzes Recht geltend zu machen, sondern seinen Egoismus der Menschenliebe aufzuopfern.

Die Mode reißt den Damm der Gesetze nieder — Entsetzlich! Mode soll mehr, als Pflicht gelten, ein herrschendes Laster soll die Gesetze von ihrem Throne stürzen können; die Trunkenheit darf nur wieder Mode werden, wie sie es war, und der größte der Trinker, wird der gepriesenste Mann seines Zirkels seyn. Ein Staat, worinn Stärke für Recht gälte, würde minder unglücklich seyn, als derjenige worinn irgend ein Modelaster herrschte, wiewol keiner von beiden dauren würde. Ohne Gesetze kann kein Staat bestehen, selbst kein solcher, wo, was Tacitus so rühmlich von den alten Deutschen sagt, die Sitten mehr, als die Gesetze gelten, weil wenigstens, wer zum Laster geneigt ist, durch die Gesetze zurückgehalten werden muß; diese sind eine sichere, fe-

sie Richtschnur unserer Handlungen; aber ihr ganzer Nutzen verschwindet, sobald man ihre Heiligkeit zu verehren aufhört, und sie für Moden oder andere elende Vorwände verletzen zu dürfen glaubt.

Jesus selber würde die Frage über die Rechtmäßigkeit des Zweikampfs bejaht haben — Welche Behauptung, die dem Geist der christlichen Religion so sehr widerspricht! Zwar ist wirklich die Redensart, demjenigen, der uns einen Streich gibt, auch den andern Backen zu bieten, sprüchwörtlich; ich gebe sogar zu, daß diese Worte, so wie die übrige Aufforderungen zur Sanftmuth, Versöhnung, Liebe der Feinde und Bitte für sie, welche in eben derselben herrlichen Bergpredigt vorkommen, nur Ermahnung, kein Befehl sind; aber ausser, daß schon eine blosse Aufmunterung zu höherer Tugend, die aus dem Munde unsers göttlichen Lehrers fließt, für den Christen so heilig, als menschliche Gesetze, seyn sollte; so sind doch gewis die Worte: **du sollst nicht tödten**, ein Gebot. Dieses Gebot wiederholt und bekräftigt nicht nur Christus in der gleichen Stelle; er erläutert es auch durch eine größre

Ausdehnung seiner Bedeutung, wie sie der reineren Sittenlehre zukam. Dieses Gebot ist die Stimme der Natur, ist der ernstliche Befehl des Allmächtigen, und soll dieser nicht mehr vermögen, als die Eingebungen, die der Göze des Duellanten, falsche Ehre, ihm beybringt?

So ungefehr widerlegte Linar, die von ihm selber für den Zweikampf hervorgebrachte Zweifel, fügte noch eine kurze Wiederholung und nähere Zusammenstellung seiner Gegengründe bei, und zog daraus den Schluß, daß der barbarische Gebrauch des Duelles der Ehre, bei welcher Linar desto länger verweilt hatte, als sich die Duellanten hauptsächlich hinter diese Schanze verbergen, dem wahren Muth, der Vernunft, den Pflichten gegen sich, gegen andere, gegen den Fürsten, das Vaterland, die menschliche und göttliche Gesetze gänzlich widerstrebe, und folglich weit entfernt von der Ehre geboten zu werden, mit größtem Recht eine wirklich ehrlose Handlung genannt zu werden verdiene.

Der Monarch hatte zu Vermeidung aller Weitschweifigkeit der Preisschrift einen zimlich engen

engen Raum vorgeschrieben; Linar hatte ihn schon größtentheils erfüllt; er war in den Fehler der Prediger verfallen, die wegen der zu grossen Ausdehnung, die sie dem ersten Theile ihrer Rede gaben, den zweiten desto kürzer abfertigen, und auf die Flüchtigkeit der Zeit dieses unrichtige Verhältnis schieben. Und doch schrit er nicht sogleich zur eigentlichen Beantwortung der zweiten Frage, sondern ließ sich vorher in eine kleine Erzehlung der peinlichen Gesetze, welche die vornehmste europäische Nationen, seit der Regierung Karls des grossen gegen den Zweikampf ergehen liessen, und in die Untersuchung der Gründe ihrer Unwirksamkeit ein. *)

Er gab von diesen folgende an: die versäumte Bildung sowol in Ansehung der theoretischen Kenntnis der Sittenlehre, als des wirklichen Lebens, dessen Jugend ein grosser Theil des Adels im Umgang mit Hunden und Pferden

*) Eine gedrängte unterhaltende Geschichte der Duelle gibt der Herr Hofrath Meiners in des Göttingischen Historischen Magazins III Bandes 1 und 4ten Stücke.

den zubringt, wo Verwilderung, die Gewohnheit zu jagen, der Anblick der sich schlagenden Bauren, über welche der junge Edelmann erhaben genug zu seyn glaubt, wenn er statt des Prügels den Degen führt, ihn an Streit und falsche Begriffe von Tapferkeit und Ehre gewöhnen; die Verheimlichung der kleinen Duelle, bei welchen man nach vorgängiger Uebereinkunft zwar nur auf eine leichte Verwundung, z. B. des Armes, statt aller Genugthuung abzweckt, und die also an sich auf eine blosse Kinderei hinauslaufen, weßwegen die Vorgesetzte die Augen dabei zuschliessen; die aber, so geringfügig und unbedeutend dieser läppische Gebrauch scheint, doch die schädliche Meinung von der Nothwendigkeit der Ehrenrettung durch den Zweikampf nähren und daher gefährlichere Duelle zeugen; die unkluge Gelindigkeit der Obern, die sich oft gern mit dem Vorwand abspeisen lassen, als sey der vorgefallene Zweikampf blosse rencontre gewesen, welche doch höchstens nur auf einer Seite unverschuldet seyn kann; die Hofnung der landesherrlichen Begnadigung, sollte sie auch nach vielen Jahren erfolgen; die Leichtigkeit zu entfliehen; die mögliche Unterkunft in fremden Diensten.

Strafen, fuhr Linar fort, rotten allein die Vorurtheile nicht aus; schon die erste Erziehung muß den Grund zu ihrer Vertilgung legen. Eine leichte Sittenlehre, nur von treffenden und eindringenden Beispielen, noch von keinen Beweisen unterstützt, sollte vermittelst eines für das zärteste Alter faßlichen kurzen Lehrbuches, oder vielmehr Geschichtenbuches adelichen Kindern frühe beigebracht werden. Man darf dabei kein Bedenken tragen, die Ehrliebe zu reizen; aber man kann nie bald genug darauf bedacht seyn, ihr die gehörige Richtung zu geben. Man erzähle dem Kind von den Zeiten des Faustrechtes, lerne es die wilde Streitsucht, und sich selbsträchende Gewaltthätigkeit, dieser finsteren Jahrhunderte verabscheuen, zeige, daß die Zweikämpfe ihren Ursprung jener barbarischen Gewohnheit danken, nenne grosse Männer, die bei dem lebhaftesten Gefühl von Ehre und bewährtem Heldenmuth jede Ausforderung von sich lehnten und kleine Seelen, die bei einem sehr schlechten Ruf und weniger Tapferkeit im Kriege anderen, die weit besser und tapferer waren, den Duell über Kleinigkeiten anboten; und die widrige Eindrücke, die diese Erzehlungen in der Einbildungskraft des Kin-

des zurückgelassen haben, werden in der Folge wirken. Man nehme keinen Offizier in ein Regiment auf, ehe er sich auf seine Ehre verpflichtet hat, nie einen Duell anzubieten, keinen anzunehmen, nie Secundant dabei zu seyn, keinem Duellanten die Flucht zu erleichtern, jeden Streit eines andern, der sich mit dem Zweikampf endigen könnte, den Obern anzuzeigen, aber doch immer vorher zu versuchen, ob er die Streitende nicht gleich aussöhnen, oder den Beleidiger zur Privatgenugthuung bewegen könne. Solon hatte ein Gesetz gegeben, nach welchem bei entstandenen bürgerlichen Unruhen keiner neutral bleiben, sondern alle sich zu dem einen oder dem andern Theile schlagen mußten; dieses Gesetz sollte bei Privatbeleidigungen dem Adel und Militairstand in dem Fall, da bei dem Zwist ausser den Streitenden mehrere Personen gegenwärtig sind, auferlegt werden; der unschuldig Beleidigte würde alsdenn weit den größten Theil der anwesenden für sich gewinnen, und diese würden ihm meistens auf der Stelle hinlängliche Genugthuung verschaffen; der Beleidigungen würden weniger werden, und die Folgen davon würden, wegen der Theilnehmung kluger und billiger Männer, unerheblich seyn.

seyn. Man lasse ferner jeden Offizier auf seine Ehre schwören, nie keinem, der einen Duell abgeschlagen hat, den geringsten Vorwurf darüber zu machen, noch ihm die mindeste Verachtung deßwegen zu bezeugen. Man verpflichte bei ihrem Ehrenwort die Häupter der Regimenter, nicht nur keinen Zweikampf zuzulassen, sondern schon bei der ersten Nachricht von der blossen Wahrscheinlichkeit desselben beide Theile in Arrest zu sprechen, und die Sache zu untersuchen.

Da aber eine traurige Erfahrung nur zu oft lehrt, daß es Adeliche und Offiziere, so wie Personen des bürgerlichen Standes giebt, denen ihr Ehrenwort nicht immer sehr heilig ist, so ist freilich diese Verpfändung der Ehre nur bei denjenigen hinreichend, die wahre Ehrliebe besizen. Unter die gerichtlichen Anstalten, die gegen den Zweikampf je verordnet worden sind, ist unstreitig die vorzüglichste und die weit über den Gerichtshof der französischen Marschälle, erhaben, das Ehrengericht in des Preusischen Großkanzlers von **Carmer Entwurf eines allgemeinen Gesezbuches für die Preusischen Staaten. Th. I. Abth. III. Tit. VIII. Absch. IX. §. 537 — 577.** Ein solches Ehrengericht

ist eine eben so anständige als sichere Schuzwehr für gekränkte Ehre; die festgesezte Strafen scheinen auch mit dem Verbrechen in richtigem Verhältnis zu stehen, nur daß der Ausgeforderte gelinder, als der Ausforderer, behandelt werden sollte. Es wird übrigens der Weisheit des Monarchen gemäs seyn, die Carmerische Verordnung einem vermischten Ausschuß einsichtsvoller Offiziere und philosophischer Rechtsgelehrten zur Prüfung vorzulegen, damit derselbe die allenfalls erforderliche Veränderungen vorschlage, und sie der höchsten Einsicht des Monarchen unterwerfe, dessen Entscheidung alsdenn bleibendes Gesetz seyn wird, das ihn selber verbindet, so daß er von den durch das Gesetz verordneten Strafen nie freisprechen, sie, so mildernd auch die Umstände scheinen mögen, nicht lindern, und folglich für den Zweikampf kein Recht der Begnadigung ausüben darf, welchem er für sich und seine Thronfolger für diesen Fall feierlich entsagen soll. Viele Duelle fallen auf den Grenzen vor; der flüchtige Sieger trit in andere Dienste. Daher soll zwischen den europäischen Nationen eine Uebereinkunft geschehen, die keinen Schwierigkeiten ausgesezt seyn kann, nach welcher sie sich alle verbinden, keinen eines Zweikampfes

wegen

wegen aus seinem Lande entwichenen Offizier in ihre Kriegsdienste aufzunehmen, desto weniger, als ihn sein Verbrechen dieser Ehre unfähig gemacht habe, und die durch einen solchen Eingrif in das positive Völkerrecht beleidigte Nation soll alle übrige auffordern dürfen, um sich für die ihr gebührende Genugthuung bei dem beleidigenden Fürsten zu verwenden.

Dieß war die Gedankenreihe von Linars Abhandlung. Au dem Tag, an welchem der Preis zuerkannt werden sollte, stand der vollkommen wieder hergestellte Monarch dem dazu ernannten Ausschuß selber vor. Er selber eröfnete die glänzende aus mehreren hundert Personen bestehende Versammlung mit der Erklärung, daß über die den Zweikampf betreffende Preisfrage fünf und vierzig Abhandlungen erschienen seyen, wovon vorzüglich zwey die Aufmerksamkeit der Richter auf sich gezogen hätten. Die eine davon habe zum Wahlspruch folgende Verse Juvenals:

Summum crede nefas, animam præferre pudori,
Et propter vitam vivendi perdere caussas.

Wenn wir, fuhr Joseph fort, dem Beispiele der Akademie von Dijon folgen wollten, welche dem Bürger von Genf, der die Frage: ob die Wiederherstellung der Wissenschafften und Künste die Verbesserung der Sitten befördert habe? verneinte, und die Wissenschaften schmähte, den Preis zuerkannte, weil er sich unter allen seinen Mitwerbern als den wizigsten und beredtesten bewies, so würden wir ohne Zweifel diese Abhandlung krönen; allein das Flittergold steht weniger dem wahren Gold, als der Wiz der Wahrheit nach. Wir ermuntern den geschickten Verfasser, von seinen schönen Talenten einen bessern Gebrauch zu machen, als daß er sie der Vertheidigung schändlicher Vorurtheile widme, und wir verbieten ihm bei unserer Ungnade die Bekanntmachung seiner Schrift. Den verdienten Preis aber sagen wir der Abhandlung zu, welche den Wahlspruch führt:

— De son ire éteindre le salpêtre,
Savoir se vaincre et reprimer les flots
De son orgueil, c'est ce que j'appelle être
Grand par soi - même et voilà mon héros.

J. B. Rousseau *Epigr. XXVII.*

Der

Der Kaiser entsiegelte das angeheftete Zettelchen, und las laut den Namen Heinrich Graf von Linar aus Lustheim am Bodensee. Er fragte nach ihm und hieß ihn vortreten. Mit zitternder Ehrfurcht nahte sich Linar dem ersten der Monarchen. Kein Wunder, sagte ein Spötter laut genug, daß es der vorübergehende Linar hören mußte, wenn er wider den Zweikampf predigte, da ihn die Todesangst bei dem Anblick eines Fürsten ergreift! Joseph, mit der huldreichesten Miene, wünschte dem jungen Verfasser zu seinem Siege Glück, ertheilte ihm den gnädigsten Beifall, zog aus einer goldenen vor ihm liegenden Schatulle, die mehrere Ordenskreuze verschloß, ein kleines Kreuz des Stephanordens hervor, und stellte es dem ersten Richter, F. B. K. zu, welcher unsterbliche Greis sogleich den Grafen Linar damit zierte, und ihm zugleich erlaubte, ihm in seiner Wohnung aufzuwarten zu dürfen. Die Preisschrift selber wurde in die Hofbuchdrukerei geschickt.

Seit mehreren Tagen hatte sie die Presse verlassen; Linar fuhr gegen Mitternacht mit Rewiz von einem Feste zurück, das der F. B. B. an dem Geburtstag des regierenden Herzogs

von

von Wirtemberg gegeben hatte, als mehrere verlarvte Personen ihren Wagen anhielten, Linar mit Gewalt herauszogen, ihm das Stephans Kreuz abrissen, und ihn entsezlich mit Schlägen mishandelten, während daß andere den Kammerherrn Rewiz und die Bedienten fest, und ihnen den Mund zuhielten. Es sey nun daß der Neid (denn welcher Niederträchtigkeit ist diese häßichste der Leidenschaften nicht fähig?) einen der Mitwerber um den Preis zu dieser schwarzen Schandthat gegen Linar verleitete, oder daß ihn einige Duellanten aus falscher Rachgier, daß er ihnen die wahre Ehre abgesprochen hatte, so erbärmlich zurichteten, so wurde er halbtodt von Rewiz in seine Wohnun ggebracht. Troz der schleunigsten Hülfe der esten Aerzte und Wundärzte, die Rewiz, dessen Standhaftigkeit izt zum erstenmal drohte, seinem Kummer zu unterliegen, augenblicklich zu sich bat, äusserte sich den andern Tag ein Entzündungsfieber, das sich fast mit jeder Stunde verschlimmerte.

Der betrübte Oheim glaubte davon dem Hause Solas Nachricht geben zu müssen. Wenige Tage vor seinem Unfall hatte Linar seinen Sieg dem Fräulein Solas auf eine bescheidene

Art gemeldet. Nach der vorläufigen Bemerkung, daß der Erfolg einer gelehrten Arbeit oft weniger von der Ueberlegenheit der Einsichten, als von einer glücklichen Stimmung des Geistes herrühre, hatte er ihr gesagt, daß seine Seele durch den Zusammenfluß dreier mächtiger Vorstellungen einen höheren Schwung, als je vorher, erhalten habe; diese seyen der Ehrgeiz, der Aufforderung der erhabenen Erbgroßprinzeßin zu entsprechen, das Verlangen, seinem Durchlauchtigsten Wolthäter und Erzieher, dem Herzog von Würtemberg, eine Frucht seines akademischen Fleisses zu Füssen zu legen, und besonders die brennende Begierde gewesen, seinen edelmüthigen liebevollen Oheim Rewiz und seine angebetete Wilhelmine, die einen so zärtlichen und lebhaften Antheil an seinen frohen Begebenheiten nähmen, durch einen solchen Sieg zu erfreuen; diese letzte Rücksicht sey es auch, warum er selber ein sehr grosses Vergnügen darüber empfände. Das erste wonnevolle Entzüken über die ihrem Linar wiederfahrene Ehre durchströmte noch das Gemüth des Fräulein von Solas, als ihr Vater durch den Herrn von Rewiz die traurige Botschaft von der Gefahr erhielt, die Linars Leben lief.

Bei

Bei der wachsenden Wahrscheinlichkeit von Linars Tod ließ sein Oheim den Superintendenten F. rufen. Es war Grundsaz dieses verehrungswürdigen Geistlichen, seinen Kranken keine heftige Gemüthsbewegung zu verursachen, und, wenn die Umstände nicht dringend waren, den Gedanken an das Grab nach und nach und erst dann zu erwecken, wenn er ihn vorher willkommen gemacht und die Furcht davor unterdrückt oder wenigstens sehr gelindert hatte. F. um nicht vor dem jungen Grafen als Todesbote aufzutreten, kam in weltlichem Gewand, das er auch sonst bisweilen anlegte, und ließ sich zuerst bei Rewiz melden, der ihn seinem Neffen unter seinem wahren Namen vorstellte. F. erwähnte weder der Preisschrift, noch ihrer traurigen Folgen, sondern erkundigte sich blos nach der Beschaffenheit der Krankheit, die er zwar schwer, aber nicht unheilbar nannte. Sie dürfen Sich, sagte er, von der seltenen Geschicklichkeit Ihres Arztes, Freiherrn v. St. und besonders von der göttlichen Hülfe alles versprechen; genaue Beobachtung der medicinischen Verordnungen, und Vertrauen auf die Güte Gottes, das immer mit christlicher Gedult und edlem Muthe verbunden ist, können Sie, theuerster

ster Herr Graf, bal dwieder herstellen. Hierauf wandte sich der Superintendent an Rewiz und unterhielt ihn von dem nahen Abmarsch der Truppen, troz der gehoften Verlängerung des Waffenstilstandes; möchte, setzte er hinzu, die Bestürmung von Bender weniger Blut kosten, als die Eroberung ven Oczakow gekostet hat! ich fürchte sehr, daß jene Festung nur mit dem Leben von vielen Tausenden erkauft werden könne! Es ist schöner, unterbrach ihn Linar, sein Leben im Dienste für das Vaterland, als auf dem Krankenbette zu verliehren. Der schönste Tod, antwortete F. ist derjenige, den man mit vollkommener Ergebung in den Willen Gottes, mit ruhigem Rückblik in ein gut geführtes Leben, und frohen Aussichten in eine selige Ewigkeit stirbt; schön ist der Tod des Helden; noch schöner des Christen Tod.

Linar. Aber nichts hindert den Helden, als Christ zu sterben.

F. Dieses ist sehr wahr, Herr Graf; aber jeder Christ kann auch als Held sterben; die Unerschrokenheit des Helden findet auf dem Krankenbette so gut, als auf dem Schlachtfeld, statt.

Linar. Aber der Tod des Helden geschieht fürs Vaterland, und scheint freiwilliger.

F. Der Christ stirbt dem Herrn, dem er gelebt hat; so ist schon mancher für die Wahrheit gestorben, die er lieber mit seinem Blute versiegelte, als daß er sie für längeres Leben und glänzendes Glück verrathen hätte. Mit Vergnügen stirbt der Christ auch für das Vaterland, wenn ihn Gott zu dieser Ehre beruft; doch ist es ihm dabey weniger um zeitlichen Ruhm, als um bereitwillige Unterwerfung unter den göttlichen Willen zu thun; er stirbt gern, in welcher noch so dunkelen Lage auch Gott ihn abscheiden läßt, und freut sich, bald bei Christus zu seyn; er betrachet sich hier als einen Pilger, der bestimmt ist, nach der mühseligen Walfarth durch die Erde, Bürger des himmlischen Vaterlandes zu werden, und nach diesem zielen seine sehnlichste Wünsche.

Linar. Haben Ew. Hochwürden die Güte, mir einige Fragen zu erlauben, worüber ich Sie, mich zu belehren, bitte. Wenn sich der Christ nicht so inbrünstig nach den himmlischen Wohnungen sehnte, wenn er dafür eifriger verlangte, so beschwerlich ihm auch ein längeres

geres Erdeleben, und so süß die Ewigkeit ihm scheinen mag, sich hier ferner dem Dienste des Vaterlandes und des Nächsten zu weihen, wäre diese Gesinnung nicht uneigennütziger und folglich edler? Flößt nicht die christliche Religion zu viele Verachtung für dieses Leben ein, um die Furcht des Todes desto eher zu vertreiben? Und hat die Gleichgültigkeit, die der Christ dadurch für sein Vaterland bekömmt, nicht einen schädlichen Einfluß in sein bürgerliches Verhalten? Macht sie ihn nicht kälter in Erfüllung der Pflichten, gegen dasselbe? Ist nicht dieß vielleicht die Ursache, warum so mancher sonst gottesfürchtiger Mensch ein wahrer Menschenfeind ist? Oft dachte ich, daß man die Einbildungskraft des Christen zu sehr mit dem künftigen Leben und nicht genug mit dem gegenwärtigen beschäftigt, und daß man ihm durch die Hofnung der ewigen Freuden den Geschmack an dem zeitlichen benimmt. Selber auf unsern Kanzeln, hörte ich die Verachtung der Welt als ein Kennzeichen eines Kindes Gottes rühmen.

Rewiz. Ich beschwöre Sie, Lieber Linar, schonen Sie Sich, reden Sie weniger.

Linar. Ich wünsche nur noch die Antwort des Herrn Superintendenten zu hören.

F. Die christliche Religion hebt weder die Vaterlandsliebe, noch irgend eine andere der bürgerlichen Pflichten auf; aber unser göttlicher Lehrer kannte den Nationalstolz der Juden zu gut, um noch mehr und stärker dem hochmüthigen Samen Abrahams die Anhänglichkeit an ihren einzelnen Staat zu empfehlen; indessen widerspricht er nie dem Aufrufe Davids, im Land zu bleiben, und sich redlich zu nähren. Seine erhabene Weisheit wollte nur die allgemeine Menschenliebe mit der besondern Vaterlandsliebe verbinden; ihr Zweck war, daß das ganze menschliche Geschlecht sich mit gegenseitiger Zuneigung umfaßte, daß jeder Mensch ein Bruder des andern würde, und für den rechtschaffensten Mann, erklärte er denjenigen, der die meiste Barmherzigkeit an andern, die auch nicht seines Glaubens sind, ausübt. Die sicherste Grundlage eines Staates ist diejenige Verfassung, worinn am meisten gegenseitigen Beleidigungen vorgebeugt wird; und welche Sittenlehre warnt mehr vor jeder Art Beleidigung, als die christliche? Ueberdas erfüllte Jesus selber alle Pflichten des Bürgers,

und

und gab jedem seiner Anhänger und Nachfolger ein Beispiel des Gehorsams, den man den Landes-Gesetzen schuldig ist. Auch seine Apostel rufen uns auf, der Obrigkeit, und aller menschlichen Ordnung unterthan zu seyn, und sagen, daß wer sie verletze, der Ordnung Gottes widerstrebe. Nie wird ein wahrer Christ kalt in Erfüllung bürgerlicher Pflichten seyn; er würde sonst der Lehre der h. Schrift zuwiderhandeln, und wäre also kein wahrer Christ. Daß aber unsere Religion so oft auf das andere Leben hinweißt, geschieht keineswegs, um gegen das zeitliche einen Ekel zu erweken, sondern um desto besser seine Beschwerlichkeiten ertragen zu lehren; was ist so geschickt, uns im Leiden aufzurichten, als die Hofnung der künftigen Herrlichkeit? kann irgend ein Bewegrund, mehr als die Belohnungen der Ewigkeit, uns zu schönen Handlungen in diesem Leben, und also zum Dienste des Vaterlandes und des Nächsten reizen? Ein Christ, der die christliche Gedult besitzt, und das Ziel himmlischer Seligkeit vor seinen Augen hat, wird nie dem Staate gefährlich, er wird vielmehr der beste Bürger seyn; zwar sehnt er sich nach dem Himmel; aber diese Sehnsucht ist immer

seiner Ergebung in den Willen Gottes, dieser so heiligen Pflicht, untergeordnet; wie könnte er einen Zustand, worinn ihn Gott noch länger verharren läßt, verachten, darüber murren, und ungern oder mit Fahrläßigkeit die Pflichten desselben erfüllen? er ist vielmehr mit allen Wegen Gottes zufrieden. Er äussert auch diese Zufriedenheit durch ein heiteres Betragen; er ist gesellschaftlich, nimmt gern an unschuldigen Vergnügungen Theil, und freut sich mit den Fröhlichen; aber er haßt niedrige Wollust, weichliche Ueppigkeit; nur in diesem Sinn hat er die Welt nicht lieb; ihre Bewohner liebt er, und sieht in ihnen Brüder in noch grösseren Verhältnißen, als der Nichtchrist. Jene trübsinnige Menschen, die in der Absonderung von fremdem Umgang, im Menschenhaß und in übertriebenen Klagen über das Verderben der Welt, das Wesen der Gottesfurcht suchen, alles tadeln, sogar verleumden und sich für desto vollkommener ansehen, je mehr sie jedem frohen Gefühle entsagen, kennen den wahren Geist des Christenthums nicht, und verdienen nicht den Namen der Gottesfürchtigen, den sie, Herr Graf, ihnen beilegen; denn es gibt keine Gottesfurcht ohne Menschenliebe.

Die

Die Antwort des Superintendenten schien den Grafen befriedigt zu haben. Jener trachtete nun, dem eigentlichen Zwecke seines Besuches näher zu kommen; er fand in Linar, was er bisher nur selten bei einem jungen Kavalier gefunden, und was er nach des Grafen obigem Einwurf auch dießmal nicht anzutreffen gehoft hatte, einen von seiner Religion innigst überzeugten, und dem Tod mit Gelassenheit, ja mit Freudigkeit entgegengehenden Jüngling. Ich habe nicht, sagte Linar zu F. den Augenblick dieser tödlichen Krankheit erwartet, um erst itzt an Gott und sein Wort zu glauben; doch gestehe ich, daß noch vor wenigen Jahren mein kurzsichtiger Verstand, von der Menge scheinbarer Zweifel geblendet, die Religion für die Erfindung der Furcht und des Aberglaubens hielt, von welcher die Staatsklugheit einen guten Gebrauch zu machen gewußt habe; noch bitte ich Gott demüthigst deßwegen um Vergebung, und danke ihm nun desto brünstiger für die seligmachende Wahrheiten, die er uns in der Schrift geoffenbahrt hat, und welche itzt mein Trost im tode sind; übrigens berge ich nicht, daß es Augenblicke gibt, wo ich ungern an den Tod denke.

F. Dieß ist vermuthlich der beinahe unwillkührliche Schauer, der unsere schwache Natur bei dem Gedanken des Todes überfällt.

Linar. Ich schmeichle mir, diese Furcht überwunden zu haben, weil ich den Tod für kein Uebel, sondern für eine Wohlthat ansehe; aber wenn ich ihn auch als ein Unglück betrachtete, so ist es ja besser, dieses bald zu überstehen, als es lang zu erwarten; dem Nichtchristen ist nicht sowol der Tod, als der Verzug desselben peinlich.

F. Bedauren Sie vielleicht die Welt, wegen der schönen Aussichten, die sich Ihnen darinn in der Entfernung zeigten?

Linar. Nein, Ew. Hochwürden. Ich habe mich nie recht glücklich gefühlt, wenn nicht andere es auch waren; und noch in diesem Winter sah ich mehr Elend, als Ueberfluß, würde es immer so sehen. Und dann muß ich endlich doch sterben; jung oder alt. Auch das Neuste, und was die längste Dauer zu versprechen schien, ist der Zerstörung unterworfen; noch kürzlich riß die Gewalt des angeschwollenen Wassers, in vielen Ländern neue Brücken und Häuser

nie-

nieder; warum sollte ich verlangen, daß die schwache, minder junge Maschiene meines Leibes nicht auch zerbrochen würde? Ob sie itzt fällt, oder ob der Strom der Zeit sie erst nach fünfzig Jahren niederwirft, was liegt daran? Was sind fünfzig Jahre, wenn sie verflossen sind? Kaum scheinen sie so viele Wochen gewesen zu seyn.

5. Auch hat die Welt an sich wenig, das Sie reizen könnte. Sie behält immer die gleiche Gestalt; die Jahreszeiten wechseln in der Zukunft, Freuden mit Leid, wie itzt; wer ein Jahr gelebt hat, hat tausend gelebt. Immer wird die Tugend mit dem Glück, die Weisheit mit den Leidenschaften, das Licht mit der Finsterniß im Streit liegen. Wir dürfen keine bessere Zeiten hoffen. Als kaum die wohlthätige Sonne der Aufklärung den Nebel der Vorurtheile zu zerstreuen anfieng, stellte sich ihr nicht in unserm Jahrzehend die kindische Geheimnissucht, von der thörichten Liebe zum Wunderbaren begleitet, mit der ganzen Nacht ihrer Unwissenheit entgegen? Nur dort, theuerster Herr Graf, bei der ewigen Quelle des Lichtes, glänzt in ungetrübtem Schimmer die Wahrheit;

und sie ist es, die im Himmel die würdige Nahrung, die herrliche Beschäftigung, die höchste Glückseligkeit der unsterblichen Geister ausmacht; sie soll auch hier unser einziges Ziel seyn; ich zweifle nicht, mein Graf, daß sie das Ihrige sey.

Linar. Sie ist es, verehrungswürdiger Mann. Der denkende Mensch kann edleres nichts Verlangen, als in ienem Reiche der Wahrheit von Kentniß zu Kenntniß fort zu schreiten.

F. Eben in diesem immerwährenden ungestörten Wachsthum der Einsichten besteht ohne Zweifel die ewige Seligkeit, und der in der h. Schrift uns verheissene Anblick Gottes heißt nichts anders, als die Anschauung, die Betrachtung immer neuer, immer höherer Wahrheiten.

Linar. So denke ich z. B. liegen dort

— — — Die Riße aufgeschlagen,
Die, als die Gottheit schuf, vor ihren Augen lagen.

F. Auch das Dunkel, in welches unser einzelnes Schicksal verhüllt war, wird wegfallen; wir werden mit den geheimsten Gründen seiner Verwikelungen bekannt werden, und einsehen,

hen, wie genau unsere Widerwärtigkeiten mit unserer wahren Glückseligkeit oder mit dem Wohl des ganzen verwebt waren. Sollte etwa die Vorstellung, die Ihnen, theuerster Herr Graf, in einigen Augenblicken den Gedanken des Todes verbittert, sich auf die Ihnen zugefügte, ihren Urheber so sehr entehrende Mishandlung beziehen; wünschten Sie vielleicht, wenn Sie an dieser Krankheit sterben sollten, nach ihrer edlen Denkungsart lieber eines Todes, wie der Braunschweigische Leopold, dieser Märtirer der Menschenliebe, gestorben zu seyn, so werden sie gewis in jnem Leben Ursache finden, Gott für seine Fügung mit Ihnen zu preisen.

Linar. Ich verehre sie und bete Gott an, was er auch mit mir beschlossen habe.

Bei diesen Worten trat ein Bedienter herein, und übergab dem Kammerherrn ein Zettelchen des Freiherrn v. B. welcher sich nach dem Zustand des Grafen erkundigte, und sich erbot, daß er selber zum Freiherrn von St. den an diesem Tag eine Unpäßlichkeit auszugehen hinderte, sich begeben wollte, um ihm Nachricht von Linars Umständen zu geben, die

ihm daher Rewiz weitläufig melden möchte. Der Kammerherr, der indessen ab- und zugegangen war, weil er seinem Schmerzen nicht zu gebieten vermochte, und ihn doch vor Linar verbergen wollte, gab diesem das Zettelchen, und begab sich in ein anstossendes Kabinet, um dem Minister zu antworten. Diesen Augenblick benutzte der Kranke; er bat den Superintendenten, sich ein wenig mehr ihm zu nähern. Itzt sagte er, kann ich Ew. Hochwürden sagen, was mir den Tod noch erschwert. Sahen Sie nicht die tiefste Bestürzung dem ganzen Gesichte meines Oheims, trotz aller seiner Bemühungen, eingegraben? Er war mir Vater, war mir alles; aus Liebe führte er mich hieher; aber ich kenne ihn genug, um die marternde Vorwürfe zu wissen, die er sich wegen meines Todes macht, und das Uebermaas von Wehmuth, das unsere Trennung ihm verursachen wird. Nie liebte ein Vater seinen Sohn mehr, als er mich, nie hieng ein Freund mehr an seinem Freunde. Es kostet mich viel, ihn zu verlassen; aber ich werde ihn dort wieder sehen, und dieß tröstet mich. Nur über den Kummer kann ich mich nicht trösten, welchen ihm und meiner theuersten Verlobten mein

Hin-

Hintrit erwecken wird. Wenden Sie doch alles an, nach meinem Tod seinen Schmerzen zu mäßigen. Der Superintendent versprach es. Ew. Hochwürden, fuhr Linar fort, scheinen ein so gütiger theilnehmender Mann zu seyn; vergönnen Sie mir eine Bitte, wenn sie gleich eine zeitliche Sorge betrift. Auf dem nächsten Gesimse liegt ein Bleistift; haben Sie die Gewogenheit, folgendes zu merken. „Heinrich „Graf von Linar, vermacht seinem Oheim, „dem Wirtembergischen Kammerherrn, Philipp Freiherrn von Rewiz, ausser dem ihm „zukommenden Erbtheil, zum Beweis seiner „Dankbarkeit, für die väterliche Liebe und zärtliche Freundschaft, die er von ihm genoß, „die Summe von fünfzig tausend Gulden, die „gleiche Summe seiner innig geliebtesten Braut, „dem Fräulein Wilhelmine von Solas, seinen „und des Herrn v. Rewiz Bedienten sowol zu „Lustheim als zu Wien 4000 fl. den Armen zu „Lustheim zweitausend Gulden; das übrige Vermögen wird nach dem üblichen Erbrecht ausgetheilt.„ Ich ersuche Sie, dieses Testament in geheim ausfertigen zu lassen, und mir es morgen unvermerkt zum Unterzeichnen zuzustellen; bitten Sie den Freiherrn von B. dem ich es nachher über-

ge-

geben will, um seine Unterschrift, und haben Sie die Güte, die Ihrige beyzusetzen; dieß ist in meiner Familie zu seiner Gültigkeit hinlänglich. Kaum hatte Linar zu reden aufgehört, so verließ Rewiz das Kabinet. Der Superintendent nahm seinen Abschied; der Kammerherr verwis seinem Neffen auf eine zärtliche Art, daß er zu viel gesprochen habe, und ermahnte ihn itzt, zu ruhen.

Einige Tage vergiengen; das Testament war zu Stand gebracht; die Gefahr Linars blieb eben dieselbe. Einer der Bedienten meldete dem Kammerherrn einen Geistlichen an. Rewiz wollte selber hinausgehen, um den Besuch mit höflichen Entschuldigungen zu verbitten; indem er die Thür öfnete, trat der Pater G. ein Franziskaner herein. Se. Eminenz der Herr Kardinal, sagte er, haben mir aufgetragen, Ihnen sein lebhaftestes Beileid über die an dem würdigen Herrn Grafen von Linar, verübte grobe Gewaltthätigkeit zu bezeugen, und nach seinem Befinden zu fragen. Rewiz dankte für die Gnade des Herrn Kardinals, erklärte, daß er wegen des Ausganges der Krankheit zwischen Furcht und Hofnung schwebe, und be-

dauerte,

dauerte, daß er den ehrwürdigen Pater nicht bitten könne, Platz zu nehmen; weil der Graf schlafe, und der Ruhe äusserst bedürfe. Der Pater, statt sich abweisen zu lassen, erniedrigte bloß seine Stimme, und fragte: ob der junge Graf keiner geistlichen Hülfe nöthig hätte? Rewiz antwortete, daß ihm der Herr Superintendent F. bereits sie leiste.

So ist dann, erwiderte der Pater, der Herr Graf nicht der allein seligmachenden Kirche, sondern einer fremden Sekte zugethan?

Rewiz. Secta fuit servare modum, finemque tenere,
Naturamque sequi, patriæque impendere vitam,
Non sibi, sed toti genitum se credere mundo *)

Der Pater (seufzend): dieß ist blos heidnische Tugend, glänzende Sünde.

Rewiz. Ich hätte geglaubt, daß Vorschriften, die Gott durch das Natur-Gesetz gab,

*) Mäßigung, Beobachtung der Naturgesetze, Bestreben, dem Vaterland, allen Menschen zu nutzen, dis war seine Sekte.

gab, und die Christus in seiner Religion bestätigte, die Benennung von Sünde nicht verdienten. — Doch mein Neffe schläft; wir wollen ihn nicht aufwecken, ehrwürdiger Pater; haben Sie Dank für Ihre Mühe, und legen Sie mich Sr. Eminenz zu Füssen.

Linar. Verzeihen sie, bester Oheim; bei des ehrwürdigen Paters Ankunft erwachte ich, und ich muß diesem sagen, daß Sie mir zu viele Ehre anthaten, jene schöne Verse Lukans auf mich anzuwenden.

Pater. Desto besser, wenn Ihre Grundsätze nicht die eines Heyden sind.

Linar. Jene drei Verse waren sogar mein Wahlspruch; ich würde mich in der Folge bestrebt haben, ihn in Ausübung zu bringen; bisher aber bin ich zu schwach dazu gewesen. Sagen Sie mir doch, ehrwürdiger Pater, wenn die darinn enthaltene Lehre Sünde ist, was ist Tugend?

Rewiz. Ich bitte Sie, Linar, lassen Sie Sich nicht in diesen Streit ein, der zwar leicht für Sie wäre, aber sich doch nicht mit Ihren Umständen verträgt.

Pater. Herr Kammerherr, widerstehen Sie nicht der in dem Gemüth des Herrn Grafen wirkenden göttlichen Gnade; seine Neugier ist gewis nicht zufällig. Es gibt keine wahre Tugend, hochgebohrner Herr Graf, ausser den Obliegenheiten, die der christkatholische Glaube befiehlt, so wie es ausser der katholischen allein wahren Kirche keine Seligkeit giebt.

Rewiz. Wenn Sie wünschen, lieber Linar, daß der Pater länger bleibe, so erlauben Sie wenigstens, daß ich, der ich gleich mit Ihnen denke, für Sie das Wort führe. — Es ist, ehrwürdiger Pater, der Eigenliebe des Menschen, und folglich auch einer ganzen Gesellschaft nur zu gemäs, ihre eigene Meinungen für die richtigste, ja für allein richtig zu erkennen; es ist auch wahr, daß fast jede Religion die übrige verwirft; aber daß Ihre Kirche alle Nichtkatholiken, wiewol Christen, gar von der Seligkeit ausschließt, dieß gieng zu weit. Doch mein Pater, vielleicht irren alle Kirchen; nur das Wort Gottes irrt nicht.

Pater. Es ist unleugbare Wahrheit, daß die katholische Kirche unbetrüglich ist.

Rewiz. Was nennen Sie die Kirche?

Pater. Die Versammlung der Glaubigen, besonders der Bischöffe und Lehrer.

Rewiz. Sind diese unbetrüglich?

Pater. Keiner derselben ist es.

Rewiz. Wie wollen Sie dann, daß einer Gesellschaft, deren Glieder alle irren können, die Unbetrüglichkeit zukomme?

Pater. So wie auch das sichtbare Oberhaupt in geistlichen Dingen sie besitzt, durch die besondere Mittheilung des h. Geistes.

Rewiz. Konnte Gott dem Luther und Melanchthon, dem Zwingel und Kalvin, oder in unsern Tagen, einem Spalding und Jerusalem, nicht eben sowol die Gabe des h. Geistes schenken? Wie werden Sie beweisen, daß diese Männer sie nicht besessen haben? aber nein, lieber Pater, diejenige Kirche ist die wahre, deren Lehren am genauesten mit dem Worte Gottes übereinstimmen.

Pater. Wer aber, ausser der Kirche maßt sich das Recht an, das Wort Gottes auszulegen? Wer kann über die Uebereinstimmung mensch=

menschlicher Lehre mit der Bibel sicher entscheiden?

Rewiz. Die Vernunft.

Pater. Welche Richterin! Auch wenn sie sich von den Leidenschaften nicht bestechen läßt, führt sie, gleich einem Irlicht, den Menschen in Sümpfe.

Rewiz. Die Vernunft kann einem Katholiken diesen Tadel verzeihen, der durch natürliche Folgen aus dem römischen Lehrgebäude fließt; und sie hat Ihnen besonders durch die Reformation einen zu gewaltigen Stoß gegeben, als daß Sie ihre Freunde seyn könnten; aber leider! wie Sie hier reden, ehrwürdiger Pater, hörte ich schon Prediger selbst unserer Kirche auf heiliger Stätte sprechen, und die Vernunft, dieses unschätzbare Geschenk Gottes, das allein uns vom Thier unterscheidet, zu dem verächtlichsten und gefährlichsten Uebel herabwürdigen, so daß ihre ganze Predigt sich in diesen Zuruf fassen ließ: „Menschen, um wahre Christen zu seyn, werdet dumm!„ Auch einige Schriftsteller ziehen bei uns gegen die edle Männer ins Feld, welche die Rechte der Ver-

nunft verfechten, und erklären sie bloß darum für Unglaubige. Heißt aber, der Vernunft ihr Ansehen rauben, nicht eben soviel, als jeder aberwizigen Geburt unordentlicher Einbildungskraft, der Schwärmerei, dem Aberglauben, blinden Vorurtheilen die Thüre öfnen wollen? Kann man die Offenbarung tiefer verachten, als durch ein solches Betragen, welches das geheime Bekenntnis enthält, daß das Wort Gottes sich vor dem Licht der Vernunft scheuen müße? Und doch hat das vollkommenste Wesen beide für einander bestimmt; sein Wort sollte der Unzulänglichkeit der Vernunft nachhelfen; die Vernunft sollte dafür die Menschen auf die Wahrheit und Vortreflichkeit des göttlichen Wortes aufmerksam machen: die Bibel sollte die Vernunft, die einige höchst wesentliche Wahrheiten kaum zu vermuthen gewagt hatte, von ihrer Gewisheit versichern; die Vernunft, ihre treue Dienerin, sollte an dem Eingang der Felsenburg des göttlichen Wortes die Zudringlichkeiten einiger anmaßlichen Freundinnen in der finsteren Mystik, der unverträglichen Kezersucht, abwenden. Man bietet allen Kräften der Vernunft auf, den göttlichen Ursprung des Christenthums zu beweisen; unter diesen Beweisen

ist ein vorzüglicher dieser, daß ihre Lehren mit der Vernunft übereinstimmen, und doch soll diese aus der Religion ausgeschlossen werden. Welche Widersprüche!

Pater. Ihre Religion ist neu; die unserige hat ein hohes Alter für sich.

Rewiz. Das Alter an sich beweißt nichts, sonst müßten die jüdische, und vor dieser die heidnische Religionen, die weit älter als die Ihrige sind, die wahre seyn. Ausserdem ist die protestantische Religion nichts anders, als die wiederhergestellte evangelische Lehre der ersten Jahrhunderte von Christus an, da hingegen die katholische in den nachfolgenden entstanden ist, und von Jahrhundert zu Jahrhundert neue Zusätze erhalten hat, so daß sie endlich, weil sie diese nicht aus der heiligen Schrift rechtfertigen konnte, für rathsam hielt, die Bibel zu untersagen, und ihr die Tradition unterschob. Doch, ehrwürdiger Pater, ein Krankenbett ist kein schicklicher Tummelplaz für die Polemik; auch fieng diese an, ausser Mode zu kommen, und einige unter Ihnen, die sie wieder in Aufnahme zu bringen wünschen, verstehen den wahren Vortheil ihrer

Kirche nicht. — Bitten Sie ihr Kloster, diese Kleinigkeit (er giebt ihm ein Goldstük) zum Zeichen unserer Freundschaft anzunehmen, und versichern Sie dasselbe, daß, bei aller Verschiedenheit unserer Meinungen, die Protestanten in den Katholiken ihre Brüder lieben.

Der Pater gieng nun ab. Sie wissen, sagte Rewiz zu Linar, wie wenig ich Streitigkeiten über Gegenstände der Religion liebe; aber da Sie dem Pater Gehör zu geben sich geneigt bezeugten, so blieb mir kein Mittel übrig, seiner loszuwerden, und den Bekehrungsgründen, die er auszukramen im Begriff stand, zuvorzukommen, als daß ich den Angrif gegen ihn selber wandte. Sehen Sie die Langeweile, die ich Ihnen dadurch verursacht haben muß, für eine Bestrafung der kleinen Bosheit an, womit Sie den Pater mit seinen geistlichen Wafen gegen Sie anrüken lassen wollten, um sie hernach gegen ihn selber zu drehen, und der wenigen Sorge, die Sie, lieber Linar, unerachtet meiner wiederholten Bitten, für Ihre Gesundheit tragen.

Seit zehen Tagen lag Linar krank, als man dem Herrn von Rewiz ingeheim einen Brief

zu-

zustellte; er kam von dem Herrn von Solas, der ihm seine und seiner Tochter Ankunft zu Wien anzeigte. Auf die erste Nachricht des Kammerherrn von der Krankheit des Grafen hatten sie sich auf den Weg begeben, und ihn Tag und Nacht mit der behendesten Eilfertigkeit fortgesetzt. Der Herr von Solas ersuchte den Kammerherrn, den Kranken auf ihren Besuch vorzubereiten. Rewiz ergrif den ersten ruhigen Augenblick, um dem Grafen zu sagen, daß bereits auf den Bericht von seinen Umständen eine Antwort des Herrn von Solas voll der zärtlichsten Theilnehmung angelangt sey: der Vater meldet mir, fuhr er fort, daß seine bestürzte Tochter das sehnlichste Verlangen bezeuge, selber nach Wien zu reisen; ihre Ungedult, ihren Linar zu sehen, sey so groß, daß er befürchten müsse, sie selber möchte krank werden, wenn er sie nicht befriedige; indessen wolle er ohne meinen Rath nichts thun. Dieß schreibt der Herr von Solas. Ich bin wegen der Antwort verlegen.

Linar. Ich erkenne hier mit Entzüken die edelste, gütigste ihres Geschlechtes. O Wilhelmine, o mein Oheim, ich wünsche, nur darum

länger zu leben, um Ihnen Beiden für Ihre Liebe durch tägliche Beweise der zärtlichsten Gegenliebe und ehrerbietigsten Achtung danken zu können. Schreiben Sie doch, bester Oheim, dem Herrn v. Solas, daß er dem Verlangen meiner inniggeliebtesten Braut, daß er meiner Sehnsucht nach ihr, nicht widerstehe. Freilich wird die Reise für sie mit großen Unbequemlichkeiten verbunden seyn; doch der Herr v. Solas würde Wilhelmine begleiten; die Kälte hatte schon vor meiner Krankheit nachgelassen. Ach! ich verdiene so viele Zärtlichkeit nicht; aber wenn sie selber krank werden sollte! o theuerster Oheim, werden Sie heut noch die Güte haben, dem Herrn v. Solas zu antworten?

Rewiz. Von Herzen gern, lieber Linar. Nur fürchte ich, daß sich die starke Empfindungen, die dieses Wiedersehen in Ihnen veranlassen möchte, mit Ihren gegenwärtigen Umständen nicht vertragen.

Linar. Mein herschendes Gefühl würde Freude seyn, und von dieser läßt sich kein anderer, als ein wohlthätiger Einfluß auf die Gesundheit erwarten.

Newiz. Als Sie und das Fräulein Solas einander das leztemal sahen, genossen Sie Beide der blühendsten Gesundheit; iezt sind Sie krank, lieber Linar; Ihre Wilhelmine, wenn sie Sie in Ihrer wirklichen Lage, in dieser Entfernung von Haus, nach einer Trennung von einigen Monaten sieht, wird mehr betrübt, als erfreut seyn; ihr Kummer wird sich Ihnen mittheilen; diese Betrübnis kann Ihnen schaden, so wie auch übermäßige Freude, wenn diese Empfindung allein die Oberhand behielte, Ihnen nachtheilig werden könnte. Lassen Sie mich lieber das Fräulein mit der Nachricht trösten, daß Sie auf dem Wege der Besserung sind, und daß wir bald nach Ihrer Wiederherstellung nach Lustheim zurükkehren werden; Sie selber können einige Linien beisetzen.

Linar. Bin ich so sehr verändert, theuerster Oheim, daß Wilhelmine über mir erschreken muß? Aber ich verspreche Ihnen, daß ihr Schrecken keinen Eindruck auf mich machen soll. Und dann muß ich Ihnen gestehen, daß ich zweifle, ob meine wenige Zeilen sie beruhigen würden; sie kennt mich zu gut, um mich nicht in den mislichsten Umständen zu vermuthen,

so bald sie nicht mehr, als einige Linien von mir erhält; sie würde dabei noch weit größre Anstrengung von meiner Seite, als sie mich gekostet haben würden, voraussetzen. Ausserdem werde ich weit ruhiger sterben, wenn ich sie noch einmal gesehen, ihr noch bezeugt habe, wie ich meine Liebe gegen sie mit in das Grab nehme; und ist es Gottes Wille, daß ich noch länger lebe, so wird Wilhelminens Gegenwart meine Genesung beschleunigen; hingegen würde in der Entfernung von ihr meine Angst wegen ihres eignen Wolbefindens mein Aufkommen verzögern.

Rewiz. Ich will Ihre Wünsche erfüllen; Ihre Wilhelmine wird bald hier seyn.

Linar. In wie vielen Tagen glauben Sie, daß sie mit ihrem Herrn Vater nach Empfang des Briefes anlangen könne?

Rewiz. In sehr wenigen; aus zärtlichem Verlangen, Sie wieder zu sehen, haben sie die Reise gleich nach Empfang meiner Anzeige von Ihrer Krankheit angetreten.

Linar. Wenn ihnen nur in Bayern keine Unannehmlichkeit zustößt!

Rewiz. Dieß ist nicht mehr möglich.

Linar. Raubal selber sagte Ihnen, daß sich noch andere Banden daselbst aufhalten.

Rewiz. Sie können keiner mehr in die Hände fallen.

Linar. (Aeusserst lebhaft.) So ist Wilhelmine schon in Oesterreich? vielleicht gar schon zu Wien? O mein gütigster Oheim, verbergen Sie mir sie nicht länger. Wo ist sie? Ist sie noch nicht in unserm Hause? Welchen Dank bin ich ihr schuldig!

Rewiz. Wie können Sie mir zumuthen, Linar, daß ich Wilhelmine itzt schon zu Ihnen führe? Wenn Ihnen die bloße Vermuthung von ihrem Aufenthalt zu Wien eine so starke Rührung erweckt, was werden Sie nicht empfinden, wenn sie wirklich bei Ihnen seyn wird? Wenn auch nicht jede Rührung an sich schon anstekend wäre, so sind Sie beide zu gefühlvoll, als daß nicht Ihre gegenseitige Verhältnisse, die Vorfälle vor Ihrer Abreise von Lustheim und Ihre gegenwärtige Lage diese Empfindlichkeit verstärken würden. Nein, lieber Linar, Sie können noch nicht Wilhelminens Anblick ertragen. Ich bereue, Ihnen ihre Ankunft angezeigt zu haben.

Linar. Ich mache Ihnen, liebster Oheim die theuerste Zusage, in meinen Unterredungen mit dem Fräulein alles, was zu sehr die Empfindung reizen könnte, zu vermeiden; ich willige ein, wenn ich nicht Wort halte, sie nimmer bis zu meiner Genesung zu sprechen. Bester Oheim, entziehen Sie mir die Freude dieses Wiedersehens nicht länger.

Rewiz machte nun Anstalt zu dieser Zusammenkunft. Der Freiherr von B. dessen besondere Theilnehmung seinem menschenfreundlichen Herzen die gröste Ehre macht, war unmittelbar nach der vorhergehenden Unterredung bei Linar gewesen. Beim Abschied vertraute ihm Rewiz die Ankunft des Fräuleins von Solas, als einer Braut Linars, und gestand ihm seine Besorgnisse wegen ihres ersten Besuches. Der edelmüthige Minister schlug ihm vor, das Fräulein und ihren Vater in seinem Wagen dem Linar zuzuführen, in der Hofnung, daß seine Gegenwart die Empfindungen des Grafen einigermassen zurückhalten werde. Man empfahl dem Fräulein, im Fall sie an ihrem Geliebten eine große Veränderung bemerken sollte, ihre Bestürzung darüber zu verbergen, und mehr Fröhlichkeit, als Trauren zu äussern.

In der That besaß sie sich vollkommen bei dieser nicht weniger gefürchteten als gewünschten Zusammenkunft. Es gehört unter die psychologischen Rätsel, daß das Frauenzimmer bei stärkeren Empfindungen und grösserer Schwachheit gemeiniglich mehr an sich zu halten weißt, als das männliche Geschlecht; die Stärke, die diese Zurückhaltung erfordert, steht mit jener grössern Reizbarkeit der Nerven, oder der weiblichen Schwachheit in offenbahrem Widerspruch, und läßt nur bisweilen sich aus der grössern Schamhaftigkeit des Frauenzimmers erklären, ich weiß auch nicht, ob man sie von der duldenden Sanftmuth herleiten kann, zu welcher die Erziehung das andere Geschlecht gewöhnt.

Wilhelminens Beispiel wirkte auf Linar, vielleicht mehr als die Erinnerung an sein Versprechen. Erst nachdem er dem Herrn von Solas seinen Dank bezeugt hatte, wandte er sich mit folgenden Worten an seine Braut: Der unschäzbare Beweis, himmlische Wilhelmine, den Sie durch eine so beschwerliche Reise mir von Ihrer Zärtlichkeit zu geben die Güte haben, ist mehr als Entschädigung für das Uebel, das ich erlitt; es würde mir leid thun, nicht krank ge-

worden zu seyn; hätte ich fortgefahren, einer guten Gesundheit auf meiner Reise zu geniessen, so konnten Sie mir eine so starke Probe von Liebe eben so wenig geben, als ein Freund bei den glücklichen Umständen eines Freundes diesem seine Treu bewähren kann. Ich fühle, gütiges Fräulein, daß ich Ihnen nebst der göttlichen Hülfe meine Wiederherstellung zu danken haben werde. Die Anwesende lenkten nun gleich die Unterredung auf die Reise des Herrn von Solas und andere Gegenstände. Bei dem Abschied dieses ersten Besuches erbot sich das Fräulein, von dem folgenden Tage an die Wartung Linars zu theilen; in der That verpflegte sie ihn mit unermüdeter zärtlicher Sorgfalt, welcher ihr Geliebter, dessen Umstände zusehends sich verbesserten, oft im Ernst ein besonderes Gedeihen und grössere Kraft als den Arzneimitteln beilegte.

Gleich am zweiten Tag leitete der Herr von Solas das Gespräch auf den Magnetismus, für welchen er zimlich eingenommen war. Er hatte im lezten Sommer in Gesellschaft eines berühmten Arztes, der nach allgemeinem Urtheil bisher am besten über diesen Gegenstand geschrieben

hat,

hat, eine Lustreise nach Carlsruh und Strasburg gemacht. In der ersten Stadt, sagte Solas, sahen wir eine Somnambule. Der Herr H. B. schlug meinem Begleiter vor, sich mit ihr in Rapport sezen zu lassen, und dann unter allen seinen Patienten sich nach Belieben einen zu denken, worauf ihm die Krisiaque die ganze Krankheit desselben beschreiben werde. Der Arzt, der in einer zimlich grossen Entfernung von Carlsruh lebt, und weder mit dem Herrn H. B. noch mit sonst jemand in der Stadt von seinen Kranken gesprochen hatte, dachte sich eine Person, die mit einer sonderbaren Krankheit behaftet war. *) Die Somnambule beschrieb alsdenn dem mit ihr in Rapport gesezten Arzt alle Umstände der Patientin, nicht in allgemeinen Ausdrücken, sondern auf die bestimmteste Art, wie der Doktor selber sie erzählt haben würde. Er betheuerte mir auf Ehre die genauste Uebereinstimmung ihrer Beschreibung mit der Krankheit, und ich kenne ihn für einen eben so rechtschaffenen, als einsichts-

vol-

*) Die Erzählungen des Herrn v. Solas sind Thatsachen, die freilich der Leser nicht verbunden ist, auf eines Anonymen Wort zu glauben.

Der Verf.

vollen und unbefangenen Mann. Ich bat ihn um eine Erklärung dieser auffallenden Erscheinung. Er antwortete, er könne mir keine geben, sondern nur sagen, daß die Krisiaque in seiner Seele gelesen habe; ihre Erzählung sey eine wörtliche Uebertragung seiner Gedanken gewesen.

Linar. Sie erregen den Wunsch in mir, daß Wilhelmine Somnambule, und ich in Rapport mit ihr gesetzt werde.

Solas. Hätten Sie wirklich Lust, Sich magnetisiren zu lassen?

Linar. Nur damit Wilhelmine in meiner Seele lesen könnte; sie würde darinn finden, was ich ihr nicht sogut bezeugen kann, die feurigste Liebe, die zärtlichste Achtung, die lebhafteste Dankbarkeit.

Wilhelmine. Und ich möchte Somnambule werden, weil, wenn es möglich ist, in der Krise die sicherste Heilmittel anzugeben, dieses vermuthlich derjenigen Krisiaque am besten gelingen muß, die es am sehnlichsten wünscht.

Rewiz. Könnte nicht Ihr Reisegefährte, bei aller seiner Rechtschaffenheit, aus Eifer für

den Magnetismus, mit dem Hrn. H. B. einverstanden gewesen seyn?

Solas. Er ist jedes Betruges unfähig.

Rewiz. Aber wär' es nicht möglich, daß er selber betrogen worden wäre? Der H. B. konnte von seiner Ankunft unterrichtet und auch mit dem Zustand seiner Patientin, eben weil er sonderbar ist, bekannt seyn; nach den Gesezen der Wahrscheinlichkeit wußte er alsdenn schon, daß ihr Arzt gerade diese Kranke denken würde.

Solas. Möglich ist dieß freilich, aber ganz unwahrscheinlich; auch hatte mein Begleiter, so klug und besonders so mistrauisch er in ähnlichen Fällen ist, hier nicht den geringsten Verdacht einer Ueberlistung.

Rewiz. Ich berge Ihnen nicht, Herr Baron, daß ich jede Erscheinung, wenn auch ich selber Augenzeuge davon gewesen wäre, die den angenommenen Begriffen von körperlichen und Seelenkräften, der ganzen Naturlehre, widerspricht, für schlaues Blendwerk halte. Auch das, was man sieht, darf man nicht immer glauben. Die obige Geschichte scheint selbst

nicht

nicht mit der Religion, nach welcher Gott allein die Herzen prüft, übereinzukommen.

Solas. Sie wissen, Herr Kammerherr, wie unzulänglich bisweilen Physik und Psychologie sind, unstreitige Thatsachen zu erklären, und diese bleiben nichts desto weniger wahr. Wie oft mislingen nicht die Versuche von solchen Auflösungen dem **Magazin zur Erfahrungsseelenkunde**! Unsere Kenntnis der Natur ist noch sehr schwach, obgleich dieses Jahrhundert erstaunende Fortschritte in der Natur- und Seelenlehre gemacht hat; das nächste wird noch größre thun. Wir haben manches aufgedeckt; es bleibt noch viel mehr aufzudeken übrig. Die Natur verlieh einigen Thieren den heilsamen Instinkt, für die Krankheiten, womit sie befallen werden, gerade die Pflanze, die sie wieder genesen macht, aufzufinden. Sollte sie diesen wolthätigen Heilungstrieb dem Menschen versagt haben? Und wenn nun der Magnetismus ihn zu erwecken bestimmt wäre! Haben Sie das Exposé de différentes cures u. s. w. das im Jahr 1787 zu Strasburg in zwei Bänden erschien, gelesen? Dort sind viele Personen, die durch den Magnetismus wieder-

her-

hergestellt wurden, genannt; fast alle leben noch; sie sind aus verschiedenen Oertern und Ständen; sie haben die Wahrheit der an ihnen verrichteten Kuren unterzeichnet; unter den Magnetiseurs sind Männer, die den Ruf der unbescholtensten Rechtschaffenheit haben, obrigkeitliche Personen, evangelische Geistliche, angesehene Offiziere. Kein Vortheil konnte sie loken; sie magnetisiren unentgeltlich; oft opfern sie ausser der Zeit ihr Geld auf; ihre Verrichtungen geschehen öffentlich; man theilt zwar Einlaßzettelchen aus; dieß geschieht aber mehr, um das Gedränge abzuhalten; denn man weißt keinen ab, der eines verlangt. Soll man nun, Herr Kammerherr, Männer, die immer für rechtschaffen gehalten wurden, für Betrüger, weil sie magnetisiren, und viele hundert Geheilte, die ich zum Theil selber sprach, für Betrogene halten, weil sie sich von den schwersten Krankheiten genesen fühlen? Dieß wäre sehr hart, wiewol ein solcher Betrug besser, als anderer Ehrlichkeit seyn würde.

Rewiz. Ich fühle, Herr Baron, das ganze Gewicht dieser Schwierigkeit; Männer, die für das Wohl der Menschheit arbeiten, und in ih-

rem Eifer dafür edelmüthig genug sind, daß sie das Gespötte, dem sie sich aussetzen, verachten, Betrüger zu schelten, wäre unverantwortlich; auch schiebe ich wegen ihrer Gründe mein Urtheil auf; aber daß eine im Zustand des Schlafes sich befindende Person ihre und anderer Krankheit besser als wachend, besser als die geschickteste Aerzte kennen, die Mittel, deren Namen sie sagar nie gehört hatte, angeben, und das Maas und die Zeit ihrer Wirkung weissagen soll, dieß ist zu seltsam, als daß man ohne die strengste vorläufige Untersuchung seinen eigenen Sinnen oder gedrukten Zeugnissen trauen dürfte. Die angeführte Untrrschriften sind kein hinlänglicher Beweis. Schon sehr viele Wundärzte haben selbst von fürstlichen Personen die schönste Zeugnisse von glücklich an ihnen verrichteten Kuren erschlichen; die Folge stellte sie als Marktschreier dar. Ich gebe gern zu, daß die Magnetiseurs diese Benennurg nicht verdienen, sondern gerader zu Werk gehen, in ihre Mysterien auch die erfahrenste Aerzte einweihen, und keine Pulver der Unsterblichkeit verkaufen. Ich gestehe eben so leicht ein, daß unsere Kenntnis der Natur noch äusserst eingeschränkt ist, aber ich bitte Sie, zu bemerken,

daß

daß jede neue Entdekung, wenn sie ächt seyn soll, wenigstens nicht offenbaren Naturgesezen, die dafür einmüthig erkannt werden, zuwiderlaufen muß, wie dieses bei einigen magnetischen Erfahrungen, oder richtigen Erscheinungen, der Fall ist. Nichts kömmt zum B. in die Seele als durch die Sinnen, und doch kennt eine Somnambule Kunstausdrüke, die sie in ihrem Leben nicht gehört, noch gesehen hat. Nur eine lange Uebung verschafft in vielen Dingen Fertigkeit; aber in dem erwähnten Exposé erlangt eine Klientin des D. Pichler, die vorher nur ihre eigene Handschrift lesen konnte, in den drei letzten Krisen die Fähigkeit, des Doktors Beschreibung von ihrer Genesung geläufig wegzulesen. Noch mehr; sie giebt ihm in der Krise Nachricht von einem abwesenden weit entfernten Verwandten, den sie nie gesehen hatte; das Aug ihrer Seele, oder vielmehr ihrer Herzgrube, (denn durch diese sieht die Krisiaque) dringt hundert Meilen weit, und alles in dieser Entfernung liegt klar vor ihr da. Dieser ausserordentliche Zustand des Mädchens währt sogar über die Krise hinaus. In ihrem Zimmer, Nachts um 12 Uhr, ohne mehr Somnambule zu seyn, erblickt sie alles, was in die-

 sem

sem Augenblick D. Pichler in seiner Wohnung verrichtet; sie erzählt es ihm in der nächsten Krise umständlich. Setzen Sie, Herr Baron, noch zu diesen Unbegreiflichkeiten des Magnetismus einige wenig empfehlende äusserliche Umstände hinzu; seinen Ursprung dankt er einem Mann, der wenigstens hier zu Wien, wo er die erste Versuche davon machte, nicht in dem besten Rufe stand; die Häupter dieser Wunderlehre entzweyen sich; sie verkaufen in hohem Anschlag ihre Kunst; ein zu der Untersuchung der neuen Heilart zu Paris niedergesetzter Ausschuß der würdigsten Aerzte verwirft sie aus den triftigsten Gründen; kein Magnetiseur hebt den Handschuh auf, den ihm der Geh. Rath Hofmann zuwarf, so viel auch, ohne die Preissumme in Rechnung zu bringen, für die Sache selber durch die Ueberzeugung und Bekehrung eines so berühmten Arztes zu gewinnen gewesen wäre; der Magnetismus befruchtet das züchtige Mädgen, Stammin zu Strasburg; man entdeckt einen offenbaren Betrug zu Braunschweig; die Bremische Kuren sind wenigstens verdächtig; viele Kranke nahmen umsonst ihre Zuflucht zu dem Bacquet, oder zu magnetisirten Bäumen, die für sie keine Bäume des Lebens wurden;

noch

noch immer schlagen die größte Aerzte lieber das Seltser, als magnetisirtes Wasser vor, und der Magnetismus, gleich einer vergänglichen Mode, scheint bereits sein Ansehen zu verliehren.

Solas. In dem erwähnten Buch erklärt der evangelische Pfarrer Reinbold zu Strasburg einer der eifrigsten Magnetiseurs, den Verächtern des Magnetismus, daß er ihnen keine andere Antwort zu geben habe, als die Worte seines göttlichen Lehrers: **Kommet und sehet.** Fast möchte ich Sie, Herr Kammerherr, um die Erlaubnis bitten, Ihnen die gleiche Antwort ertheilen zu dürfen; hätten Sie sie nicht schon durch die Behauptung abgelehnt, daß man nicht für Thatsache, sondern für trügerische Erscheinung halten müsse, was anerkannten Naturgesezen zuwider laufe. Es ist vollkommen richtig, daß was gegen wirckliche Geseze der Natur streitet, keine wahre Begebenheit, sondern nur Schein, täuschendes Blendwerk seyn kann; aber nicht alles ist vielleicht Naturgesez, was wir nach einer Reihe gleichförmiger Beobachtungen darfür annehmen; unsere schwache Begriffe, unsere geringe Kenntnis der Natur sind der Maasstab nicht, nach welchem Leib und Seele wirken.

Uebrigens haben auch in mir die Pichlerische Kuren Mistrauen erweckt; die Klientinnen dieses Arztes versichern im Exposé, daß wenn sie nicht gerade von ihm magnetisirt worden wären, ihr Schmerz noch Monate lang gedaurt haben, und sie an derselben Krankheit gestorben seyn würden. So verdächtig indessen dergleichen Umstände sind, so würde ich doch unbillig zu seyn glauben, wenn ich wegen der vermuthlichen Selbsterhebung des einzelnen D. Pichler die Zeugnisse aller seiner Kollegen und Kolleginnen verwärfe. Man hat ihnen schon grosses Unrecht gethan. So war die in den Schlözerischen Staatsanzeigen angekündigte Schwangerschaft der Stammin bloß ungerechte Vermuthung. Ich habe deßwegen Gönner und Gegner des Magnetismus zu Strasburg, Bekannte und Nachbarn der Stammin, sehr rechtschaffene Personen befragt. Dieses itzt zwei und zwanzigjährige protestantische Mädgen, die Tochter eines Weisgerbers, wird, so wie ihre Eltern wegen der Reinheit ihrer Sitten und untadelhaften Betragens geschäzt. Bei dem elenden Zustande ihrer Nerven, schlug man ihr vor, sich magnetisiren zu lassen. Da sie sich dadurch wenig erleichtert befand, rieth man ihr, ihre ungesunde

Be-

Behausung in einem elenden, engen von Gerbern bewohnten Gäßchen, mit dem Land zu vertauschen. Sie begab sich hierauf zu einer Pfarrerin, ihrer Verwandtin nahe bei Strasburg; selten vergeht ein Tag, an welchem dieses Haus nicht Besuche aus der Stadt erhält. Auf ihren Wunsch folgte ihr ihr Magnetiseur, ein von seinen Einkünften lebender rechtschaffener Mann, auf das Dorf nach; nie hatte sie sich daselbst vor irgend einer Gesellschaft verborgen; aber ihre Gesundheit hatte sie im letzten Sommer noch nicht erlangt. Oft wurde dieses Mädgen Somnambule. Es war eine allgemeine Beobachtung, daß in diesem Zustand ihre Seelenkräfte einen höhern Schwung nahmen; man will an ihr in der Krise weit grössere Einsichten, als sie je geäussert hatte, bemerkt haben. Bisweilen schrieben zehen Personen ihre Reden nach. Daher entstand das Buch: **Gott, die Natur und der Mensch, magnetische Schilderungen oder Gemählde.** Eine Stelle dieser Schrift, wo die Stammin, eine sonst eifrige Lutheranerin, das Fegfeuer annimt, könnte den längst erhobenen Verdacht, als ob die Jesuiten hinter dem Vorhang des Magnetismus steckten, bestärken; allein es ist zuverläßig,

 daß

daß die Stammin mit keinem Jesuiten, überhaupt mit keinem römischen Geistlichen, je Bekanntschaft pfloge. Sie behauptet, daß das Fegfeuer nicht in Feuerstein, sondern in dem Kummer, nicht besser gelebt zu haben, bestehe. Vermuthlich hatte ein evangelischer Prediger ihr in der Kirche diese Vorstellung von der Hölle beigebracht; die Einbildungskraft erwekte sie wieder in ihr und verband sie mit dem Begrif des Fegfeuers. Was aber wahre Betrügereien betrift, wovon Sie, Herr Kammerherr, sagen, daß sie schon mit dem Magnetismus gespielt worden seyen, so zeugen sie eben so wenig gegen denselben, als die Marktschreiereien der Quaksalber wider die Arzneikunst etwas beweisen.

Rewiz. Darf ich Sie fragen, Herr Baron, ob Sie nicht auch an Ihrer eigenen Person die Aechtheit der magnetischen Erfahrungen auf die Probe gestellt haben?

Solas. Ich will Ihnen, Herr Kammerherr, den besonderen Versuch, den ich an mir selber machte, erzehlen. Ich besuchte einigemal zu Strasburg die magnetische Versammlung, die in dem Hause der Frau D. Kraz in der Stapelgasse nahe am Paradeplaz damal (1788.)

zwei-

zweimal in der Woche geschah. Ich übergehe als Ihnen bekannte Dinge die Beschreibung des Bacquets und der gewöhnlichen magnetischen Verrichtungen, um Ihnen zu sagen, daß ich mit einer liebenswürdigen Somnambule, einem Fräulein von 12 Jahren in Rapport gesezt wurde. Sie sagte mir, daß ich ein Uebel in mir trüge, das zu sehr eingewurzelt wäre, um je von Grund aus geheilt zu werden. Ich gestehe Ihnen, Herr Kammerherr, daß ich, dem Himmel sey es gedankt! dieses Uebel nicht kenne, nie empfunden habe. Sie schrieb mir eine Arznei vor, die mir gut zu statten kommen würde. Ich ließ sie ausfertigen, goß in geheim davon aus, und ließ den Arzt und meinen Bedienten glauben, daß ich davon Gebrauch gemacht habe. Bei der nächsten Gelegenheit ließ ich mich mit meiner Krisiaque wieder in Rapport sezen; ich hielt das Kölbgen, worinn die vorgeschriebene Arznei war, in der Hand, und niemand konnte, wie ich glaube, dieses bemerken. Meine Somnambule aber äusserte sogleich den Verdacht, daß ich die Arznei gar nicht genommen habe; darauf sagte sie, so gut auch ihre Augen geschlossen zu seyn schienen, daß die in meiner Hand befindliche Arznei nicht gut

verfertigt sey; sie nannte eine Apotheke, wo ich bessere Ingredienzien dazu erhalten würde. Da ich wegen des mir unbekannten Uebels, das sie in mir zu sehen wähnte, unbekümmert bin, so befolgte ich ihren Rath nicht; indessen wundere ich mich, Herr Kammerherr, wie sie auf die Muthmassung gerathen konnte, daß ich die vorgeschriebene Arznei ungebraucht gelassen und sie in der Hand verstekt gehalten habe.

Rewiz. Das Fräulein hätte anzeigen sollen, worinn ihr vermeintes Uebel bestehe; auf eine so allgemeine Art kann man, ohne Gefahr hinlänglicher Widerlegung, jedem ins Gesicht behaupten, daß in ihm eine geheime Krankheit verborgen liege, da wir doch alle den Keim des Todes in uns tragen. Ihre Krisiaque vermuthete bloß, wußte nicht gewis, daß Sie die Arznei unbenuzt gelassen haben; man könnte ihren Verdacht aus dem Umstande erklären, daß Sie, Herr Baron, wahrscheinlich nichts weniger als überzeugt von dem Uebel schienen, welches sie Ihnen ankündigte. Von dem Kölbgen, das sie in Ihrer Hand entdekte oder nur argwohnte, liesse sich vielleicht behaupten, daß der starke Geruch der Arznei die Somnambule

ver-

veranlaßt habe, aus blinzelndem Auge einen Blick auf Ihre Hände zu werfen. Und dann, so unzulänglich diese Erklärung, die erste beste die mir beigeht, Ihnen scheinen möchte, könnte ich mich damit entschuldigen, daß es tausend Taschenspielerstüke giebt, deren Räthsel aufzulösen ich mir nicht getrauen würde. Aber da Sie, Herr Baron, die Ihnen bekannte Magnetiseurs für rechtschaffen erklären, so müssen alle nachtheilige Auslegungen ihrer Verrichtungen wegfallen; denn würdige Männer gehen nicht mit niedrigen Possen und boshaften Täuschungen um. Die Zukunft allein kann entscheiden.

Solas. Auf diese berufen sich auch die Magnetiseurs; der Pfarrer Reinbold sagte zu mir, daß der Magnetismus noch ein Kind in der Wiege sey.

Rewiz. Es ist Schade, daß man von diesem Kinde nicht sagen kann, was Tasso vom Amor sagt:

An

— — appena è nato,
Già grande vola egià trionfa armato. *)

*) Kaum ist er gebohren, so fliegt er schon groß auf, und siegt durch seine Waffen. Geruſ. ber.

An dieser und andern solchen Unterredungen nahm Linar, wenn seine Wilhelmine zugegen war, nur geringen Antheil; er fand das größte Vergnügen in der besondern Unterhaltung mit ihr. Inzwischen machte seine Genesung so schnelle Fortschritte, daß er sechs Tage nach ihrer Ankunft das Bett, und vierzehn Tage nachher das Haus, verlassen konnte.

Nach der dem Grafen zugefügten Beschimpfung, hatte der Monarch auf die Entdekung des Thäters, eine Belohnung von zweihundert Dukaten, die Verschweigung des Anklägers, und im Fall er Theil an der Mishandlung gehabt hätte, gänzliche Ungestraftheit gesetzt. Einer der Mitgehülfen bei der Schandthat; richtete hierauf an den Kaiser selber ein anonymisches Schreiben, in welchem er unter den angezeigten Bedingungen sich anheischig machte, den vornehmsten Thäter dem Monarchen zu nennen, wenn dieser allen übrigen Mitschuldigen Gnade wiederfahren lassen, und allein den Urheber des Frevels bestrafen wollte, wovon der Supplikant sich in einem öffentlichen Blatt die höchste Zusage ausbitte, ungefehr auf folgende Art, daß dem N. A. X. sein unter-

thä-

thänigstes Gesuch gewährt worden sey. Auf die Erfüllung dieses Begehrens ward der zwanzigjährige Freiherr von Wahlberg, als der Frevler angegeben, der allein die nächtliche Gewaltthätigkeit gegen Linar veranstaltet habe. Sogleich ward er mit Fesseln belegt. Im ersten Verhör gestand er die That, und auf die Frage, ob er nicht der Verfasser der Schutzschrift für den Zweikampf sey? bekannte er sich auch zu dieser. Ein öffentlicher Rechtstag ward angesagt. Das Gerücht lief, daß der Kaiser selber in seiner Eigenschaft des obersten Richters gegenwärtig seyn würde. Den Abend vor diesem Rechtstag war Linar zum erstenmal wieder ausgegangen, und hatte eine sehr zahlreiche Gesellschaft bei der verwitweten, wegen ihrer Reize und ihres Geistes bewunderten Frau Reichshofräthin von M. besucht. Seit seiner Krankheit hatte man gegen ihn das tiefste Stillschweigen über die ihm angethane Beleidigung und ihre Folgen beobachtet. Wie erstaunt war er nun, an einem Spieltische, an welchen ihn das Ungefehr als Zuschauer geführt hatte, die Spielende, denen man ihn über der Menge von Anwesenden zu nennen vergessen hatte, von dem morgen über den jungen Wahlberg, zu

hal-

haltenden Rechtstag sprechen und sich fragen zu hören, ob der Graf Linar noch lebe? Sie unterrichteten ihn auf seine Fragen an sie von der oben erwähnten Art, wie der Freiherr v. Wahlberg verrathen wurde, und fügten bei, daß das Urtheil am Schluß des Rechtstages gefällt werden, und unwiderruflich seyn würde, weil es in des Monarchen Gegenwart ausgesprochen werden sollte.

Der Missethäter selber konnte keine grösere Unruhe fühlen, als itzt Linar über den Gedanken empfand, zu dem Unglück eines andern die Gelegenheit gegeben zu haben. Er brachte die Nacht schlaflos zu, und faßte darinn einen Vorsaz, den er auch seinem Oheim verbarg, aus der wiewol ungegründeten Furcht, dieser möchte die Ausführung bedenklich finden, und weil er hoffte, daß sein Oheim nach der Vollziehung dieses Vorhabens doch damit zufrieden seyn würde. Am folgenden Morgen mengte sich Linar unter die Zuhörer bei dem peinlichen Prozesse des unglücklichen Wahlberg. Schauernd hörte er die Anklage, ungedultig die Vertheidigung des jungen Freiherrn an. Noch war diese nicht geendigt, als er den gegenwär-

tigen

tigen Monarchen unter seinem Namen um die gnädigste Erlaubnis anflehen ließ, in der gleichen Angelegenheit vor dem Throne Sr. Majestät zu sprechen. Sie wurde ihm zugestanden. Hierauf, nachdem der Vertheidiger des von Wahlberg zu reden aufgehört hatte, wandte sich Linar, vor den Schranken stehend, mit diesen Worten an den Kaiser.

Erster der Monarchen,

Vor dem Throne Ew. Kaiserlichen Majestät niedergeworfen, unterstehe ich mich in tiefster Ehrfurcht, Allerhöchst deroselben Gnade für den Freiherrn Wahlberg demüthigst anzuflehen. Zwar weiß die ganze Welt, daß Höchst Ihre Weisheit in dem glorreichen Laufe Ihrer beglükenden Regierung die Gerechtigkeit zu ihrer Führerin gewählt hat, weil sie in dieser Tugend die erste Pflicht eines Beherrschers und die sicherste Grundlage des Staates erkannte; wie könnte ein schwacher Jüngling sich mit der thörichten Hofnung schmeicheln, den erhabensten und aufgeklärtesten der Fürsten in der Ausübung der festesten nnd edelsten Grundsäze nur auf einen Augenblick wankend zu machen? Aber, grosser Kaiser, selbst die Gerechtigkeit

bil-

billigt die unterthänigste Bitte, die ich an Ew. höchste Majestät wage; der Baron Wahlberg i t so schuldig nicht, als er in der wider ihn vorgebrachten harten Anklage erscheint. Wäre sein Angrif auf mich von der Art gewesen, wie ihn sein Ankläger beschreibt, so läge ich hier nicht in dem vollen Genuß meiner Kräfte zu den Füssen Ew. Majestät. Auch nicht eine einzige gefährliche Wunde empfieng ich. Die Krankheit, von welcher ich wiederhergestellt bin, war keine unmittelbare Folge der an mir verübten That; vor drei Monaten lag ich an dem gleichen Uebel darnieder; vielleicht erwachte es etwas früher wieder auf jenen Vorfall; aber es ist äusserst wahrscheinlich, daß meine nicht von Grund aus geheilte Krankheit ohne irgend eine Veranlassung sich nach kurzer Zeit von neuem eingestellt haben würde. Nie war, nach allen Umständen zu schliessen, Wahlbergs Absicht, mich zu verwunden, sondern bloß sich des von Ew. Kaiserlichen Majestät mir gnädigst ertheilten Stephanskreuzes zu bemächtigen. Dieses unschätzbare Pfand Höchst Ihrer Gnade, war mir zu kostbar, als daß ich nicht durch die hizigste Gegenwehr den Besiz desselben zu behaupten getrachtet hätte. Die Hartnäkigkeit meiner

ner Vertheidigung zog allein mir die ausgestandene Behandlung zu. Gnädigster Kaiser, auch die strengste Gerechtigkeit prüft die Absichten des Vergehens, und geht auf die erste Antriebe zurück, die den Entschluß dazu erzeugten. Wahlberg hatte eine Preisschrift geschrieben; von der Rechtmäßigkeit des Zweikampfes überzeugt, vertheidigte er ihn mit allen den Waffen, die ihm sein Wiz und seine Kenntnisse an die Hand gaben; Ew. Kais. Majestät geruhten Höchstselber, die überlegene Talente zu rühmen, die er in seinem Aufsaz bewies, und die ihm das Kreuz erworben haben würden, wenn er nicht den rechten Weg verfehlt hätte. Er hatte vor Begierde gebrannt, den ihm über alles theuren Beifall Ew. Kais. Majestät und dadurch das Kreuz zu erlangen; das jedem edlen Menschen zukommende Gefühl seiner Kräfte schien ihn zu dieser schönen Hofnung zu berechtigen; wie wehe mußte es ihm thun, sich darinn getäuscht zu sehen? Getäuscht durch einen Fremden, der nicht einmal die Ehre hat, der Unterthan Ew. Kais. Majestät zu seyn, der kaum zu Wien angelangt war, und, nach dem

öffentlichen Zeugnis des ersten und gerechtesten Kenners, an Fähigkeit ihm nachstand. Je edler das Ziel war, nach welchem Wahlberg gestrebt hatte, nemlich das ruhmvolle Glük, Ew. Kais. Majestät huldreicheštes Wolgefallen zu erlangen, desto mehr mußte sein betrogener Ehrgeiz erbittert werden, als ihm die schönste seiner Erwartungen fehlschlug. Dieser Ehrgeiz gieng in Eifersucht über. Unglüklich ist der Mensch, dessen Gemüthes diese Leidenschaft sich bemeistert; sie benebelt seine Vernunft, verkehrt seine Begriffe, und verleitet ihn zu Thaten, die er bei freierem Nachdenken verabscheut; sie stellte mich meinem Mitwerber als einen ungerechten Nebenbuhler vor, der ihm einen verdienten Lorber aus der Hand wand. Die Eifersucht allein, allergnädigster Kaiser, verführte den von Wahlberg; lassen Sie sie auch seine einzige Strafe seyn; die Martern, womit diese Leidenschaft ihre Sklaven quält, sind empfindlicher, als alle Strafen der vollziehenden Gerechtigkeit. Der Ankläger des unglüklichen Wahlberg maß diesem auch hintangesetzte Ehrfurcht gegen Ew. Kais. Majestät bei, indem er

ein

ein von Allerhöchstdenselben gnädigst ausgetheiltes Ordenskreuz abriß und mit Füssen trat. Diese Beschuldigung, höchster Monarch, enthält einen offenbaren Widerspruch. Wahlberg nahm mir mit Gewalt das Kreuz ab, weil er mich desselben für unwürdig hielt; er selber hatte vorher, um es zu erhalten, seine Kräfte angestrengt, und man sehnt sich nicht nach dem, was man verachtet. Das Kreuz, das er mit Füssen trat, war nicht der Orden Ew. Kais. Majestät; es war das Siegeszeichen eines verhaßten Gegners, das ein Dorn in seinen Augen seyn mußte. Der Ankläger sagt, daß allzugrosse und wiederholte Gnade in Schwäche übergeht; wenn ich es für schicklich hielte, vor dem erleuchtetesten der Fürsten Gemeinörter auszukramen, so würde ich antworten, daß immer strenge nie durch Güte gemilderte Gerechtigkeit in Härte ausarte, oder um jenen lateinischen Ausspruch zu übersetzen, daß das höchste Recht durch genaue Ausübung zu der schreyendsten Ungerechtigkeit werde. Er behauptet, daß Strafen den Verbrecher bessern; selten entspricht die Erfahrung diesem Saze; aber

wahr ist dieser, daß Gnade einen ehrliebenden, lebhaft empfindenden Jüngling unendlich mehr rührt, als Strenge. Und rechnet dann der Kläger für keine Strafe, das Unglück Ew. Kais. Maj. misfallen, Höchst Ihre Ungnade auf sich geladen zu haben? ein desto empfindlicheres Unglück, je mehr Wahlberg nach der Achtung seines Monarchen gestrebt, je mehr ihn der schöne Ehrgeiz, in dem preiswürdigsten der Regenten und dem einsichtsvollesten der Menschen eine vortheilhafte Meinung von sich zu erwecken, entflammt hatte; itzt steht der sonst edle Jüngling da, von Reu, Schaam, tausend qualvollen Empfindungen durchbohrt, kann den erzürnten Blick seines höchsten Richters, in welchem er bisher den Beglüker seines Vaterlandes, den künftigen Belohner seines Fleisses angebetet hatte, nicht ertragen; die Gewisheit, von Joseph verachtet zu seyn, ist für ihn höllische Marter; er wünschte, in die Abgründe der Erde zu fliehen, um seine Schande zu verbergen. Anstatt des Kreuzes, das ihn zieren sollte, trug er itzt Fesseln; statt in den Armen seiner Freunde sich des geschmeichelten Sieges zu erfreuen,

schmach=

schmachtete er in einem harten Gefängnis, in welchem ihn der Gedanke, sich durch eine unedle That von der Tugend, die er ehedem schäzte, entfernt zu haben, wie eine Furie verfolgte. Und ich habe sein Unglück veranlaßt! Grosser Kaiser, unter den Gütern der Erde giebt es für mich kein reizenderes, als Ihre Gnade; aber der Genuß dieses höchsten irdischen Gutes würde für mich der schmerzhafteste bei der Vorstellung seyn: „Dein Glück ist mit dem Unglück eines andern verbunden.„ Ich würde unglücklicher seyn, als der gestrafte Wahlberg selber. Freilich nimmt die ernste öffentliche Gerechtigkeit keine Rücksicht auf die Empfindungen des einzelnen Beleidigten, und wenn dieser gleich verziehen hat, so wie ich dem von Wahlberg mit brüderlichem Herzen vergebe, so schwebt ihr eine wichtigere Betrachtung, das Wohl des Staates, vor den Augen. Aber selbst dieses, allergnädigster Monarch, verträgt sich mit der Befreiung Wahlbergs, heischt sie sogar. Seine vorzügliche Gaben sezen ihn in den Stand, Ew. Kais. Majestät und ihren Staaten einst die wichtigste Dienste zu leisten; wenn Ew. Majestät

stät ihm Ihre Gnade wieder schenken, so werden an dieser Sonne die Blüthen seiner Talente zu den herrlichsten Früchten reifen; wie wird er nicht Tag und Nacht darauf sinnen, das Andenken seiner Uebereilung durch den heißesten Diensteifer und die schönste Handlungen zu vertilgen! Was er gethan hat, ist eine Schuld, die er, wenn ich so sagen darf, seinem Alter bezahlte; es ist das Alter wilder Leidenschaften; und wer weiß besser, als Ew. Majestät, der scharfsinnigste der Menschenkenner, daß der aufbrausendste Jüngling oft zum edelsten Mann wurde? Eine erniedrigende Strafe würde jeden Keim von Wahlbergs Fähigkeiten erstiken, und Joseph unterdrückt nur die Unwissenheit, und andere Feinde des Staats, die er mit festem Muth überwand, wie den Müßiggang, den Aberglauben, die Intoleranz, den Adelstolz; aber er ermuntert die Talente, unterscheidet jugendliche Schwachheit von eingewurzelter Bosheit, falschen Ehrgeitz von lasterhaften Neigungen. Ew. Majestät sind zu groß, um nicht eines mehr unglücklichen als bösartigen Jünglings zu schonen, der allein von dem Verdruß über seinen

nen mislungenen Versuch, Ew. Majestät allerhöchsten Beifall zu erhalten, sich zu dem begangenen Fehler verleiten ließ, und den selber diese That am meisten schmerzt. Sie sind zu groß, um nicht barmherzig zu seyn, und man darf Ihnen nicht erst sagen, was der römische Redner dem grossen Cäsar sagte: daß nie die Menschen Gott ähnlicher werden, als wenn sie andere retten; *) in Josephs erhabenem Herzen ist diese Regung die lebhafteste, und wirklich kennt auch die ganze Macht Ew. Majestät keinen größern Vorzug, Ihre große Seele keinen edleren Willen, als diesen, recht viele zu erhalten. **) Ew. Majestät sind das erste, das schönste Ebenbild Gottes auf der Erde; bisher fühlte Wahlberg nur die Strenge Ihrer Gerechtigkeit; o! lassen Sie auf diese, gleich Ihrem Urbild, nun Gnade folgen. Gnade, grosser Kaiser!

Bei

*) Homines ad Deos nullâ re propiùs accedunt, quam salute hominibus dandâ. Orat. pro Ligario.

**) Nihil habet nec fortuna tua majus, quàm ut possis, nec natura tua melius, quàm ut velis conservare quàm plurimos. Ibid.

Bei diesen letzten Worten warf sich Linar auf die Knie, und umfaßte die Schranken, gleich als wollte er des Kaisers Füße umfassen. Der Monarch, mit dem huldreichesten Tone, hieß ihn aufstehen. Ich gewähre, sagte er, Ihre Bitte, Graf Linar; Wahlberg ist frey; Ihnen allein schenke ich seine Freiheit zum Lohne Ihres Edelmuthes; aber er trete so lange nicht vor mich, bis er durch irgend eine edle Handlung die Schande seines Frevels bedekt haben wird.

Der Monarch, von den Richtern begleitet, hatte die Gerichtsstube verlassen; man rief ihm jauchzend die froheste Vivat! nach; eine Menge von Zuschauern drängte sich um Linar her, ihm zu danken, und ihre Bewunderung zu bezeugen; Wahlberg allein, von den stärksten und entgegengesetztesten Empfindungen hingerissen, war stumm stehen geblieben. Man näherte sich ihm, wünschte ihm zu seiner Befreiung Glük, wollte seine Freude darüber theilen. Ich verdiene, sagte er, diese gütige Theilnehmung nicht; ich habe den edelsten der Menschen beleidigt. Er schien von dem

dem Gefühl seines Unrechtes so sehr niedergedrükt, daß verschiedene junge Kavaliere dem Grafen Linar mit der höflichsten Bescheidenheit zu verstehen gaben, wie nöthig Wahlberg hätte, von ihm selber getröstet zu werden. Mit Vergnügen, antwortete er, gieng' ich zu ihm hin, ihn zu umarmen, und ihm zu sagen, daß seine Begnadigung mir noch größre Freude erwekt, als sie ihm machen kann; aber ich fürchte, er möchte sich in dem gegenwärtigen Augenblik durch diese Aeusserungen meiner Freundschaft mehr gedemüthigt, als aufgerichtet fühlen.

Linar bereitete sich nun mit seinem Oheim und dem Herrn und Fräulein von Solas zur Rükkehr in ihre Heimat; der Kaiserliche Leibarzt selber fand seine Gesundheit hinlänglich hergestellt; schon verabschiedeten sie sich bei den höchsten und hohen Personen, denen Sie vorher aufgewartet hatten, als der grosse F. v. K. den jungen Grafen zu sich berief. Wenn ich nicht selber, sagte der fürstliche Greis zu ihm, das Vergnügen hätte haben wollen, Sie mit dem Stephanskreuz zu zieren, das ich Ihnen hier, mein

mein würdiger Graf, auf Befehl Sr. K. Maj. wieder anheste, so würde ich es Ihnen gleich nach dem Verlust des ersten zugeschickt haben. Mein allergnädigster Herr ist mit Ihrem ganzen Betragen so sehr zufrieden, daß er Ihnen durch mich seine Dienste anbietet, und mir aufgetragen hat, Sie zu befragen, zu welchem Fache Sie die gröste Lust und Kräfte in Sich fühlten. „Linar bezeugte in den ehrerbietigsten Ausdrüken die lebhafteste Dankbarkeit für diese neue huldvolle Beweise der kaiserlichen Gnade und auch für die gnädige Gesinnungen des Fürsten gegen ihn; zugleich aber erklärte er, daß, so ruhmvoll diese höchste Huld des Kaisers für ihn sey, seine häusliche Umstände, die seine stete Gegenwart erfoderten, es ihm unmöglich machten, sie zu benuzen; er unterstehe sich nicht, Sich Selber dem Kaiser zu Füssen zu legen, er werde aber noch schriftlich es zu thun wagen.

Linar hatte mit seinem Oheim verabredet, ihn nach dieser Audienz bei dem Herrn von Solas anzutreffen, wo ihn seine Wilhelmine mit Ungedult erwartete. Er sagte ihr, daß der

Monarch ihn in seine Dienste aufzunehmen geruht habe: in der Hofnung, fügte er bei, daß Sie, theuerste Wilhelmine, meinen Entschluß billigen und den Aufenthalt zu Wien angenehm finden, habe ich mit dem unterthänigsten Dank die kaiserliche Gnade angenommen. Der Kaiser, antwortete Wilhelmine, hat Ihren Verdiensten Gerechtigkeit wiederfahren lassen; was mich betrift, so ist mir jeder Ort, wo ich mit Ihnen seyn werde, erwünscht. Unerachtet dieser Erklärung verbreitete sich über Wilhelminens Stirne ein sichtbarer Kummer. Linar drang in sie, ihm die Ursache davon zu entdecken; vielleicht, sagte er, verlassen Sie doch unsere schöne Landschaft ungern? Warum, versezte Wilhelmine, nöthigen Sie mich, Ihnen meine Schwachheit zu gestehen? Lieber Linar, fuhr sie in gerührtem Tone fort, zu Wien, wo alles auf Ihren Umgang Ansprache machen wird, in einem Amt, das den größten Theil des Tages Sie beschäftigen muß, werde ich oft Ihrer Gesellschaft, das heißt, meines größten Vergnügens beraubt seyn. Linar umarmte mit Entzücken das Fräulein. Nein, sagte er, gütige Wilhelmine, ich werde, so lang ich lebe, nur

Ihnen

Ihnen zugehören. Meine Erzehlung von der höchsten kaiserlichen Anerbietung ist wahr; aber, so sehr auch meinem Ehrgeiz der Gedanke schmeicheln würde, dem grossen Joseph zu dienen, verbat ich mir doch diese Gnade, um allein für Wilhelmine zu leben. Verzeihen Sie mir diesen kleinen Scherz.

Herr von Solas. Sie sind, theuerster Graf, zu klug, und des schönsten Geschenkes des Himmels, der Freiheit, in welcher er Sie gebohren werden ließ, zu würdig, um sie ohne Noth gegen Dienste je zu vertauschen; so rühmlich diese auch seyn möchten, so unterwerfen sie doch dem Willen eines andern oder oft vieler andern den unserigen, rauben die kurze Zeit, die wir für uns leben könnten, und ich halte diese Zeit für so kostbar, daß jene goldene Verse Addisons mein Wahlspruch geworden sind:

A day, an hour of virtuous liberty
Is worth a whole eternity in bondage. *)

Re-

*) Ein Tag, eine Stunde tugendhaft verlebter Freiheit wiegt eine ganze in Unterwürfigkeit zugebrachte Ewigkeit auf. — Addisons Kato.

Rewiz. Unser Linar wird sich seiner Freiheit desto weniger zu schämen haben, als sie gewis nicht müßig seyn wird; er wird sie zu seiner Selbstvervollkommung, und zu Beglükung der fünftausend Unterthanen anwenden, deren Wohl ihm die Vorsehung anvertraut hat; er ist sich ihnen schuldig.

Linar. Ich fühle diese Verbindlichkeit, und werde in ihrer Erfüllung einen grossen Theil meines Glükes suchen. Aber wenn dieses ganz vollkommen seyn sollte, so müßte, theuerste Wilhelmine, mit unserem lieben Vater auch unser väterlicher Oheim Rewiz bei uns wohnen.

Wilhelmine und der Herr von Solas verfolgten diesen Gedanken Linars; alle drei lagen dem Kammerherrn so sehr an, diesen Wunsch zu erfüllen, daß er ihnen versprach, nach einiger Zeit sich bei Linar niederzulassen. Noch so vergnügt verliessen sie nun Wien.

Ende.

Bey Verleger dieses ist folgendes zu haben.

d'Alemberts Lobreden in den Sizzungen der franz. Academie gehalten, 8. 782. 45 kr.
Anleitung zu einer nüzlichen und dauerhaften Bienenzucht mit 3 Kupfern 8. 786. 45 kr.
Begriff, Tabellarischer, des Weltalls insonderheit der drey Naturreiche 8. 786. 54 kr.
Gmelin, E. über thierischen Magnetismus in einem Brief an Herrn Geheimen Rath Hofmann in Mainz 2 Stücke in 8. 787. 1 fl 15.
Haus-Vieharzneibuch für den Stadt- und Landmann von einem Liebhaber der Viehzucht 8. 788. 36 kr.
Magazin für die höhre Naturwissenschaft und Chemie, 2 Theile 8 787 2 fl. 15 kr.
Ploucquets, W. G. Vertrauliche Erzählung einer Schweizerreise im Jahr 1786 in Briefen 8. 787. 45 kr.
— — — — — — über einige Gegenstände in der Schweiz 8. 789 30 kr.
— — — — — Abhandlung über die gewaltsame Todesarten; nebst einem Anhang von dem geflieſsentlichen Mißgebähren, als ein Beytrag zu der medicinischen Rechtsgelahrheit, 2te vermehrte Auflage 8. 787. 1 fl. 15 kr.
Röslers. G. Fr. Handbuch der praktischen Astronomie für Anfänger und Liebhaber zu Beobachtung der vornehmsten himmlischen Erscheinung ohne allzukostbaren Instrumenten-Vorrath 2 Theile mit 42 Kupf. gr. 8. 788. 6 fl.
Steeb. J. H. von der Schaafraude und Grind, und wie derselben durch Policeyanstalten gesteurt werden könne. 8. 787. 24 kr.
Storr, G. C. über den Zweck der evangelischen Geschichte und der Briefe Johannis gr. 8 786. 2 fl.
Weber. J. A. Geschichte der Ruhr und Faulfiebers die am Rhein- und der Krankheiten, die in Schwaben gewüthet haben. 8. 789. 30 kr.
— — — Beschreibung der großen Saline bey Gmünd, in Oberöstreich und einige Gedanken über andere Salinen. 8. 789. 15 kr.
Wursters C. F. Anleitung zur practischen Feldmesserkunst, nebst einem Anhange von der Trigonometrie, Gnomonic und Visirkunst, mit 7 Kupfern 8. 786 45 kr.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lamotte, Ludwig Alexander

Linar, oder die Geschichte eines deutschen Grafen Vom Winter 1788 - 1789

Tübingen 1789

P.o.germ. 957 i
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10114945-0
VD18 13644971